



Gender Studies

Editorial • „Harder, better, faster, stronger...“ • Gastprofessorin • Eine Lesbe ist keine Lesbe • Achtung Baustelle! • „Mangelware“ Mann in den Kindertagesstätten • Schreibende Frauen in der Zwischenkriegszeit • Präfeminismus und Marlen Haushofer • Maria Andeßner • Rollenporträt • „Das Gesicht ist nur zufällig meins“ – Irene Andessner • Marie-Andeßner-Stipendien und -Preise • Neuer Mitarbeiter • Neue Bücher

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Die Suche nach dem Motto dieses Newsletters hatte Eigendynamik: Noch bevor das Thema festgelegt war, kamen die ersten Artikel – und es formulierte sich von selbst: *Starke Frauen – Starke Männer – Starke Geschlechter – Starke Menschen*

Das Motto stand fest und die Diskussionen, die es auslöste, waren mehr als interessant. Denn was bedeutet stark? Welche Menschen sind stark? Welche Stärke ist gesellschaftlich erwünscht? Bringt Stärke Nachteile? Verändert sich das Bild von Stärke, wenn es durch einen kritischen Gender Blick analysiert wird?

Den Beginn der Diskussion macht Jannis Menn, der den Begriff „Stärke“ vor dem Hintergrund hegemonialer Geschlechterdiskurse beleuchtet und konservative sowie liberale Forderungen an die emanzipierte Frau kritisiert.

In weiterer Folge werden Persönlichkeiten abgebildet, die auf besondere Art auffallend sind: Smilla Ebeling, die diesjährige Gender Studies Gastprofessorin an der Universität Salzburg, erzählt über ihren Werdegang als Frau in den Naturwissenschaften. Petra Tinkhauser untersucht Coming-out Erfahrungen lesbischer Frauen. Angelika Stux beschreibt ihren Alltag als Bautechnikerin und Julia Hertlein fragt, woran es liegen könnte, dass Männer als Erzieher in Kindertagesstätten deutlich unterrepräsentiert sind.

Interessant ist die unterschiedlich motivierte Auseinandersetzung mit den Künstlerinnen in diesem Newsletter: Isabella Fritz wirft Licht auf schreibende Frauen in der Zwischenkriegszeit, Heike Bestel stellt Marlen Haushofer ins Zentrum, die im Schreiben den einzigen Ausweg aus ihrem im Präfeminismus verorteten Leben fand. Eine Ausnahmekünstlerin beschreibt Ursula Vieider – Irene Andessner, die ihr Gesicht historischen Frauenpersönlichkeiten leihgt und so der drohenden Vergessenheit entweicht. Eine dieser Frauen ist Marie Andeßner, Salzburger Reiseschriftstellerin und Namensgeberin der Marie Andeßner Stipendien und Preise. Über sie und die diesjährige Preisverleihung berichtet Ingrid Schmutzhart.

Zum Abschluss freuen wir uns, Jannis Menn zu begrüßen, der seit Anfang April als studentischer Mitarbeiter das gendup-Team tatkräftig unterstützt. Durch seine Ideen und seine Kritik- und Diskutierfreude hat er diesen Newsletter bereits maßgeblich mitgestaltet.

Cornelia Brunnauer

„Harder, better, faster, stronger“...

... heißt es in einem Songtext der House-Band „Daft Punk“. Das hört sich nicht besonders sympathisch an, klingt es doch nach einer Kurzbeschreibung der Maxime, die die Konkurrenzgesellschaft an ihre Mitglieder heranträgt: Um sich durchs Leben zu schlagen, müssen Männer wie Frauen härter, besser, schneller, stärker sein als ihre KonkurrentInnen. Wobei Frauen durch die zusätzliche Belastung der Reproduktionsarbeit sowie den herrschenden Sexismus in diesem Konkurrenzkampf noch einmal besonders benachteiligt sind.



Das „wir“ bezieht sich bei den ElitefeministInnen nur auf die ökonomisch privilegierten Frauen.
Quelle: flickr.com „morning theft“

Stärke vor dem Hintergrund des hegemonialen Geschlechterdiskurses

Auch diese Ausgabe des gendup-Newsletters beschäftigt sich mit dem Thema Stärke bzw. starken Menschen. Stärke ist hier anders gemeint, als sie oben beschrieben wurde. Stärke bezieht sich hier auf den Kampf von Frauen (und Männern) gegen Unterdrückung und Benachteiligung. Damit steht diese Verwendung des Begriffs in Widerspruch zur oben kurz skizzierten. Der Begriff „Stärke“ kann, so scheint es, auf ganz Unterschiedliches verweisen. Das liegt zunächst am

Begriff selber: Ohne eine Bestimmung von Zweck und Inhalt ist dieser wenig aussagekräftig und dadurch politisch problematisch. Wie der Begriff im herrschenden Geschlechterdiskurs vorkommt, soll im Folgenden erläutert werden.

Zurück ins traute Heim: Der konservative Backlash

Dabei beschränke ich mich auf zwei populäre politische Strömungen, die auf die im Konkurrenzkampf geforderte Stärke ganz unterschiedliche Antworten präsentieren¹. Auf der konservativen Seite wird die zunehmende Doppelbelastung der Frauen durch Reproduktionsarbeit und Erwerbstätigkeit beklagt. Die bekannteste Vertreterin dieser Position ist Eva Herman. Stärke kommt hier als externer Anspruch vor, der zu einer schwer ertragbaren Belastung führt. Anstatt die Anforderungen der Konkurrenzgesellschaft jedoch zu kritisieren, wird ihr der Rückzug ins Familiäre, Häusliche entgegengesetzt. Dieser Rückzug wird nicht als Unterdrückung erkannt, sondern romantisierend und mit Rückgriffen auf Biologismen aufgewertet: Sich um die Familie zu kümmern sei eben die wahre, natürliche Berufung

der Frau. Eva Hermann: „Wir wurden vom Schöpfer mit unterschiedlichen Aufträgen in diese Welt geschickt“².

Diese ideologische (Re)-Mythisierung von Familie und Weiblichkeit findet auch bei linken PolitikerInnen Anklang. Christa Müller von der Linkspartei vertritt in ihrem Buch „Dein Kind will dich“ eine Position, die die Frau in der Mutterrolle glorifiziert und sich im Zuge dessen gegen die Schaffung von öffentlichen Kinderbetreuungsplätzen wendet. Beiden Positionen ist gemein, dass sie sich gegen eine gleichberechtigtere Aufteilung der Reproduktionsarbeit zwischen Männern und Frauen richten.

Die Liberalen: Feminismus für Besserverdienende

Diesem konservativen Backlash steht im hegemonialen Diskurs ein liberaler Feminismus gegenüber, der selbstbewusst den Aufbruch starker Frauen fordert. Elisabeth Klaus hat diese Art des Feminismus als „Elitefeminismus“ bezeichnet, und ihm eine „selbstzufriedene, neoliberalen Nabelschau“³ attestiert. Der Arbeitsmarkt und die damit verbundenen Anforderungen werden hier nicht als Bedrohung aufgefasst, sondern als Chance – und wer versagt, ist selber schuld, die gesellschaftlichen Bedingungen bleiben ausgeblendet. Eine Vorreiterin dieser Position ist die Krimiautorin Thea Dorn, die mit ihrem Buch „die neue F-Klasse“ einen Beitrag für eine neue, „ideologiefreie“ Geschlechter- und Feminismusdebatte leisten möchte. Darin macht sie selbst deutlich, dass ihre Art der Emanzipation etwas für die ökonomisch Starken ist: „Warum nicht zugeben, dass es in diesem Buch nicht um Frauensolidarität um jeden Preis geht, sondern um eine bestimmte Klasse von Frauen, die sich allerdings nicht durch ihre privilegierte Herkunft definiert, sondern einzig und allein durch das individuell von ihr Erreichte und Gelebte?“⁴. Ähnlich sieht das auch die FDP-Politikerin, Unternehmensberaterin und Unterstützerin des neoliberalen Think Tanks „Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft“ Silvana Koch-Mehrin: „Das Leben liegt uns zu Füßen. Im Prinzip kann jede Frau heute die Lebensform wählen, die sie sich wünscht und die ihren individuellen Bedürfnissen entspricht: ob mit, ob ohne Mann, ob lieber allein oder als Lesbe, ob mit, ob ohne Kinder, ob im Beruf oder zu Hause – endlich ist der ganze bunte Reigen erlaubt.“⁵

Das ist so nicht richtig. „Erlaubt“ ist all dies tatsächlich – aber wie immer bei den liberalen Freiheiten bleibt der Genuss derselben jedoch abhängig von den ökonomischen Möglichkeiten der Individuen. Die Tatsache, dass das zur Verfügung stehende Startkapital keinesfalls gleichmäßig verteilt ist, Emanzipation eben auch eine Klassenfrage ist, bleibt hier jedoch gänzlich unbeachtet. Hinzu kommt, dass auch in dieser Hinsicht Frauen gegenüber den Männern benachteiligt sind, da sie im Durchschnitt über weniger Geld verfügen. Eine Umverteilung des Vermögens ist jedoch keinesfalls im Sinne der liberalen FeministInnen.

Stattdessen werden liberale Ideale hochgehalten: Nicht die Herkunft soll über den Status in der Gesellschaft entscheiden, sondern nur die marktwirtschaftlich gemessene Leistung. Dabei wird, wie oben erwähnt, unterschlagen, dass die Chancen in dieser Konkurrenz äußerst ungleich verteilt sind – ganz abgesehen davon, dass die durch Leistungskonkurrenz herbeigeführte Hierarchie, in der es auch bei Chancengleichheit massenweise VerliererInnen gibt, stillschweigend als alternativloser Naturzustand fixiert wird.

Als staatstragende Politikerin weiß Silvana Koch-Mehrin ihre Kritik an der konservativen „deutschen Muttertümeli“ mit einer volkswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Rechnung zu verbinden: „Es ist nicht nur für die Beziehung, sondern in der Tat für

die ganze Volkswirtschaft besser, wenn qualifiziertere Frauen Karriere machen und weniger qualifizierte Männer zu Hause anpacken.“⁶ Dieser Feminismus fungiert hier als ideologischer Zulieferer für die staatliche Bevölkerungspolitik: „Die deutsche Wirtschaft braucht hoch qualifizierte Frauen. Die deutsche Gesellschaft braucht Kinder aus bürgerlichen Familien. Deshalb sollen Mütter Karriere machen und Karrierefrauen Mütter werden!“⁷

Wenn jedoch die Frage danach, ob eine Frau erwerbstätig sein kann (bzw. muss) oder zu Hause bleibt, von der volkswirtschaftlichen Verwertbarkeit abhängig gemacht wird, so ist dies alles andere als ein emanzipatorisches Projekt und jegliche Verbesserung in Sachen Gleichstellung auf eine privilegierte Oberschicht beschränkt: Die migrantische Taxifahrerin hat nun einmal in Sachen verwertbarer Leistung einer Unternehmensberaterin nichts entgegenzusetzen.

Für eine emanzipatorische Wendung des Diskurses

Beiden hier vorgestellten Positionen zur Frauenfrage ist – unter anderem – die Abwesenheit einer kritischen Gesellschaftsanalyse gemein. Beides gehört aber zusammen, was seit einiger Zeit von den Gender Studies im Rahmen der Intersektionalitätstheorie verstärkt aufgegriffen wird.

Ein emphatischer Begriff von Stärke darf nicht auf der individuellen Ebene stehen bleiben, sondern muss kollektiv und politisch verstanden werden. Dabei sollte die Wirkungsmächtigkeit der bürgerlichen Produktionsverhältnisse nicht unterschätzt werden: Die Konkurrenzgesellschaft, wo die Stärke des Einen immer die Schwäche der Anderen bedeutet, ist eine schlechte Grundlage für die Frauensolidarität im Besonderen und die Menschensolidarität im Allgemeinen.

Jannis Menn

Der Autor:

Jannis Menn absolvierte seinen Bachelor in den Politikwissenschaften und arbeitet als studentischer Mitarbeiter im gendup.

¹ Eine ausführlichere Darstellung dieser Positionen findet sich u.a. im Artikel „Neoliberaler Feminismus und konservative Weiblichkeit“ in der Zeitung „Analyse&Kritik“, abrufbar auf <http://www.linksnet.de/de/artikel/23614>

² Herman, Eva: Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit. München 2006, 46

³ Klaus, Elisabeth: Antifeminismus und Elitefeminismus – Eine Intervention. 2008, 180 http://www.feministische-studien.de/fileadmin/download/pdf/Fem08_02_Klaus.pdf

⁴ Dorn, Thea: Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird. München-Zürich 2006, 37

⁵ Koch-Mehrin, Silvana: Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus. Düsseldorf 2007, 21

⁶ Koch-Mehrin, Silvana: Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus. Düsseldorf 2007, 161

⁷ Klaus, Elisabeth: Antifeminismus und Elitefeminismus – Eine Intervention. 2008, 179

* * *

Interview mit der Gender Studies Gastprofessorin im SoSe 2011

Die Gender Studies an der Universität Salzburg zeichnen sich als transdisziplinäres Studienangebot aus, indem sie Lehrveranstaltungen verschiedener Disziplinen, abgehalten von internationalen WissenschaftlerInnen, anbieten. Um den Studierenden bestmögliche Qualität zu bieten, schreibt das gendup, Zentrum für Gender Studies und Frauenförderung, jedes Jahr eine Gender Studies Gastprofessur aus.

Heuer konnte Frau Apl.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Kirsten Smilla Ebeling als Gastprofessorin gewonnen werden.

Frau Prof.ⁱⁿ Ebeling widmet sich in ihrer Forschung dem Spannungsfeld Gender und Naturwissenschaften. In Salzburg bietet sie die Vorlesung/Übung „*Einführung in die Gender Studies & Science Studies*“ sowie das Seminar „*Geschlecht und Biologie*“ an. Darüber hinaus spricht sie am 16. Juni 2011 in einem Vortrag über „tierisch menschliche Geschlechterpolitiken in Zoologie und Gesellschaft“.

Im nachfolgenden Interview berichtet Frau Prof.ⁱⁿ Ebeling über ihre wissenschaftlichen Erfahrungen und ihren Blick auf die Verbindung von Gender Studies und Naturwissenschaften.



Sie haben einen interessanten wissenschaftlichen Werdegang – wie begann Ihre Karriere?

Mit einem Studium der Biologie, das sich gut an meine Tätigkeit als Gärtnerin anschloss.

Wie kamen Sie zu dem Entschluss, Biologie mit Gender Studies zu verbinden und das Geschlecht in den Naturwissenschaften zu einem ihrer Forschungsgegenstände zu machen?

Während meines Biologiestudiums begann ich mich für sozialwissenschaftliche Fragen und die Frauen- und Geschlechterforschung zu interessieren. Gleichzeitig lernte ich in Lehrveranstaltungen der Philosophie und der Biologiegeschichte die Wissenschaftsforschung kennen. Die Kombination dieser Interessen ergab dann die Fragestellung meines Dissertationsprojekts, in dem ich die Wissenschaftsproduktion in der Evolutionsbiologie aus einer Geschlechterperspektive untersucht habe.

Gab es für Sie im Verlauf Ihrer Karriere besondere Erlebnisse, die wegweisend waren?

„How do you know?“ Das ist eine Frage, auf die ich in meinem Biologiestudium fast nie eine befriedigende Antwort von den Lehrenden bekam, wenn es um geschlechterrelevante Aspekte ging. Dabei ging es um ganz einfache Dinge. Zum Beispiel sollten wir in verhaltensbiologischen Experimenten das Aggressionsverhalten von Weibchen nicht untersuchen, weil „Weibchen einfach keins haben“. Dass ich dennoch das gleiche Aggressionsverhalten, wie es von Männchen gezeigt wurde, bei Weibchen beobachtet hatte, wurde als „Gefangenschaftsartefakt“ abgehakt. Derartige Erlebnisse haben

mein Interesse an der Art und Weise der Wissenschaftsproduktion in der Biologie in Verbindung mit Geschlechterfragen gefördert.

Wie sehen Sie die Stellung der Frau in den Naturwissenschaften – war es für Sie je hinderlich oder förderlich eine Frau zu sein?

Frauen werden zwar an vielen Universitäten in dem Sinne gefördert, dass ihre Anzahl (auch in höheren Positionen) erhöht werden soll. Das reicht meiner Meinung jedoch nicht aus. Viel wichtiger ist ein Umdenken in den Wertzuschreibungen der Geschlechter, eine Neugestaltung der Geschlechterbilder und -rollen sowie eine Umstrukturierung der Arbeitsverhältnisse in den Wissenschaften. Das wird meinen Beobachtungen nach viel zu wenig gefördert und ist vielleicht auch nicht gewollt. Für mich selbst lässt sich Ihre Frage nicht eindeutig beantworten. Ich habe sowohl subtile negative als auch positive Diskriminierungen erfahren. Zum Beispiel musste ich in einer Vorlesung lernen, dass so auffällig viele Biologinnen in der Primatenforschung tätig seien, weil Frauen den Affen näher stünden als Männer. Oder ein Laborleiter bezeichnete meine damalige (wirklich stumpfsinnige) Tätigkeit als studentische Hilfskraft als typische Frauenarbeit, die für Männer so etwas wie Knastarbeit darstelle. Zu meiner Studienzeit gab es eine Arbeitsgruppe von Biologen, in der Frauen explizit unerwünscht waren und aktiv ausgeschlossen wurden. Neben solchen Ausschlüssen gab es aber auch Vorteile für mich. In einer Stellenbesetzung war es für ein männerdominiertes Institut aus hochschulpolitischen Gründen wichtig, nicht nur eine Frau, sondern auch eine Feministin einzustellen.

Mit welchen Projekten beschäftigen Sie sich derzeit?

In meiner derzeitigen Forschung untersuche ich, wie in der Verbindung des Geschlechterwissens über Tiere und Menschen neues Wissen über Geschlecht und Sexualität entsteht. Und zwar am Beispiel von Zoologischen Gärten und Naturkundemuseen. Dort kommt wissenschaftliches Wissen mit populärwissenschaftlichem Wissen und dem Wissen der Besucher_innen zusammen, was ich sehr spannend finde. Ich untersuche auch, wie mit dem Geschlechterwissen über Tiere geschlechtliche Identitäten und sexuelle Orientierungen beim Menschen erklärt, verhandelt und legitimiert werden. Schließlich geht es auch darum, ob diese Form der meist im Dienst der Heteronormativität stehenden Geschlechterpolitik feministischen und queeren Zielen dienen kann oder ob die Probleme der Biologisierungen und Naturalisierungen zu groß sind.

Was bewog Sie, als Gastprofessorin für Gender Studies nach Salzburg zu kommen?

Dafür gibt es mehrere Gründe. Zum Beispiel lehre ich einfach gerne und bin an der Diskussion und dem Austausch mit jungen Menschen interessiert. Außerdem möchte ich mehr Erfahrungen an verschiedenen Universitäten sammeln und auch meinen Schwerpunkt der Gender & Science Studies in Forschung und Lehre fördern. Gern nutze ich die Gelegenheit, dies am gendup der Universität Salzburg machen zu können, das einen ausgezeichneten Ruf bis nach Norddeutschland genießt. Ich freue mich sehr, auf die Zusammenarbeit mit den Salzburger Kolleg_innen.

Am 16. Juni 2011 halten Sie einen Vortrag zum Thema „Tierisch menschliche Geschlechterpolitiken in Zoologie und Gesellschaft“ – Was fasziniert Sie persönlich an diesem Thema?

Das „Denken mit Tieren“. Ich bin überzeugt, dass Tiere in westlichen Kulturen in mannigfaltiger Weise verwendet werden, um über sich selbst, das Menschsein und die Gesellschaft nachzudenken. Tiere sind Symbole und Ausdrucksmittel für unglaublich viele Dinge und dies natürlich auch in Sachen Geschlecht und Sexualität. Wir lernen von klein auf, mit Tieren zu denken – etwa durch Tiergeschichten in Kinderbüchern und -filmen und natürlich durch Spielzeugtiere. Das setzt sich z.B. in der Werbung, in Redewendungen, Grußkarten und auch in der Wissenschaft fort und hat nichts mit Naivität zu tun. Das Denken mit Tieren ist im Alltagsleben sehr verbreitet und ich untersuche es aus einer feministisch-queeren Perspektive.

Wir hören oft von Studierenden naturwissenschaftlicher Studienrichtungen, dass Gender Studies für sie nicht relevant sei. Was sagen Sie zu diesem Einwand?

Einer Umfrage zufolge wissen die meisten Studierenden (und auch die Mitarbeiter_innen aller Statusgruppen) in naturwissenschaftlichen Fächern kaum etwas über die Gender Studies und setzen sie oft mit Frauenforschung gleich. Ich würde daher erst einmal über die Gender & Science Studies informieren. Dabei würde ich die vielfältigen Ebenen darstellen, auf denen die Naturwissenschaften mit den Gender Studies verbunden sein können. Neben der Ebene der Naturwissenschaften als Studien- und Arbeitsgebiet, in dem Männer und Frauen sehr unterschiedlich behandelt werden, finde ich die Ebene der Wissensproduktion in den naturwissenschaftlichen Disziplinen natürlich sehr wichtig. Die Naturwissenschaften sind in die soziokulturellen Werte und Normen von Gesellschaft eingebettet und von heteronormativen Strukturen geprägt. Das lässt sich sehr leicht im Unterricht veranschaulichen, etwa durch eine genauere Betrachtung der Fragestellungen, Vorannahmen, Auswahl der Versuchsgruppen, Datenbearbeitung und -interpretation und Ergebnispräsentation. Besonders gut lässt sich dies an den Beispielen der so genannten Geschlechtschromosomen und Geschlechtshormone und der vermeintlichen Geschlechtst Unterschiede im Gehirn zeigen. Gut nachvollziehbare Studien zeigen, dass diese Dinge nicht von der Natur vorgegeben, sondern gesellschaftlich und kulturell geprägte und historisch bedingte Konzepte sind, die wissenschaftlich und gesellschaftlich ausgehandelt und akzeptiert werden und auch wieder verworfen werden können. Das gilt für die Fächer, die ein explizites Geschlechterwissen produzieren, wie etwa die Biologie, Anthropologie und Psychologie (die Medizin spielt diesbezüglich natürlich auch eine große Rolle), aber auch für Fächer, die nicht den Geschleckskörper zum Untersuchungsgegenstand haben, wie etwa die Physik und Chemie.

Ich halte es für sehr wichtig, dass nicht nur die Studierenden der Naturwissenschaft lernen, ihr Fach aus einer Genderperspektive zu reflektieren, sondern dass auch die Studierenden der Sozial- und Geisteswissenschaften fundierte Einblicke in die Naturwissenschaften erhalten, um sie bewerten zu können. Immerhin haben die Naturwissenschaften mit ihrem hohen Ansehen eine große Definitionsmacht und einen enormen Einfluss in der Gesellschaft.

Eine Analyse der Naturwissenschaften mit Hilfe von Geschlechtertheorien hilft, die Verfasstheit der Natur-

wissenschaften, ihre Produktionsbedingungen und ihr Verhältnis zur Gesellschaft zu reflektieren und zu bewerten. Die Geschlechterperspektive hilft auch zu verstehen, dass nicht nur die Geschlechterverhältnisse, sondern sehr viel mehr gesellschaftliche Verhältnisse und Strukturen in der „Natur“ verortet werden, um dann als natürlich gesetzte legitimiert und festgeschrieben zu werden.

Das Interview wurde geführt von Cornelia Brunnauer, Mitarbeiterin des gendup

* * *

Eine Lesbe ist keine Lesbe oder Eine lesbisch orientierte Frau ist (k)eine lesbisch identifizierte Frau

Heterosexualität ist als Heteronormativität fest in unsere Gesellschaft eingeschrieben, d.h. dass eine heterosexuelle Orientierung als gesellschaftliche Norm festgesetzt wird, während eine nicht-heterosexuelle Orientierung als „das Andere“ gilt. Durch die binäre Darstellung von Heterosexualität und Homosexualität als zwei einander ausschließende sexuelle Kategorien, wird die vermeintlich natürliche heterosexuelle Orientierung als Norm bestätigt – gleichzeitig werden sämtliche dazwischen liegende Kategorien ignoriert. Heterosexualität organisiert nicht nur Beziehungs- und Begehrenswesen, sondern strukturiert gesamtgesellschaftliche Verhältnisse wie Ehe, Familie, Verwandtschaft, Recht oder alltagskulturelle Praktiken und kann somit auch als „Kategorie der Macht“ verstanden werden (Hark, 2008).

Die Naturalisierung von Heterosexualität führt dazu, dass nicht-heterosexuell orientierte Menschen genötigt werden, ihre sexuelle Orientierung, Identität oder Lebensform gesondert zu erklären. Erkennen beispielsweise Mädchen und Frauen, dass sie keine ausschließlich hetero-sexuelle sondern eine lesbische Orientierung haben, sind sie vor eine neue Entwicklungsaufgabe gestellt, die darin besteht, diesen Teilaspekt anzuerkennen und in das eigene Selbstbild zu integrieren. Der Entwicklungsprozess lesbischer Orientierung und/oder lesbischer Identität ist an ein Coming-out gebunden, das für die Mädchen und Frauen eine große Herausforderung darstellt und mit Höhen und Tiefen verbunden sein kann. Während das innere Coming-out den Prozess von der ersten Wahrnehmung gleichgeschlechtlicher Gefühle bis zum Akzeptieren und Benennen der lesbischen Orientierung vor der eigenen Person beschreibt, kennzeichnet das äußere Coming-out ein aktives Handeln, bei dem die sexuelle Orientierung anderen Menschen gegenüber bekannt gegeben wird.

Im Zuge meiner Forschungsarbeiten zum individuellen Coming-out-Prozess lesbisch orientierter Frauen (2011a, b) wurden elf Frauen im Alter zwischen 23 und 52 Jahren zu ihren Wahrnehmungen, Empfindungen und Erfahrungen beim inneren und äußeren Coming-out befragt. Einige Ergebnisse möchte ich nun zusammengefasst wiedergeben.

Im Allgemeinen lässt sich festhalten, dass ein Coming-out ein hoch komplexer Prozess ist, der auf emotionaler, kognitiver und Verhaltensebene in sehr unterschiedlichen Dimensionen abläuft. Die meisten Frauen nehmen ihre ersten gleichgeschlechtlichen Gefühle zwischen 10 und 23 Jahren wahr. Häufig empfinden sie eine starke Anziehung oder Verliebtheitsgefühle gegenüber einer Freundin oder Bekannten. Die Gefühle werden dabei ganz unterschiedlich erlebt: Einige Mädchen und Frauen empfinden Glück, Freude und Aufregung, andere Verwirrung, Ambivalenz und Angst. Zu den häufigsten Konflikten während der inneren Coming-out-Phase zählen die Wahrnehmung des Anders-Seins und das Annehmen der lesbischen Orientierung. Leben die Mädchen und Frauen in einer Umgebung, die stark auf sozialkonformes Verhalten ausgerichtet ist, wird das innere Coming-out zusätzlich erschwert.

Eine intensive Auseinandersetzung mit der sexuellen Orientierung erfolgt meist vor, während oder nach der ersten gleichgeschlechtlichen Beziehung, die häufig im Alter zwischen 15 und 30 Jahren eingegangen wird. Ihre zukünftigen Partnerinnen lernen die Mädchen und Frauen in der Schule, bei der Arbeit, im Freundes- oder Bekanntenkreis, auf einem Fest oder im Internet kennen. Während manche Mädchen und Frauen einen langsamen Übergang von einer Freundschaft zu einer Beziehung erleben, verlieben sich andere auf den ersten Blick und gehen sehr rasch eine Bindung ein. Alle Frauen berichten von intensiven Gefühlen und positiven emotionalen Erfahrungen. Schwierigkeiten ergaben sich für einige Mädchen und Frauen aus mangelnder Beziehungserfahrung, aus bestehenden heterosexuellen Beziehungen oder aus der räumlichen Distanz zu ihrer Freundin. Die erste gleichgeschlechtliche Beziehung erstreckt sich häufig über mehrere Jahre und erreicht eine große emotionale Intensität.

Der Prozess von der ersten Bewusstwerdung eventuell lesbisch zu sein bis zur Akzeptanz einer lesbischen Orientierung dauert bei einigen Frauen nur kurze Zeit, bei anderen mehrere Jahre. Die Frauen verstehen unter dem Begriff lesbische Orientierung allerdings ganz unterschiedliches: romantische Gefühle und tiefe Zuneigung für andere Frauen, sexuelle Anziehung, erotische Fantasien und körperliches Begehrten, das Führen einer gleichgeschlechtlichen Beziehung und/oder eine lesbische Identifikation und Selbstdefinition.

Alle befragten Frauen sind im Freundeskreis, im beruflichen Umfeld und bei der Familie zumindest teilweise geoutet. Die ersten Gespräche mit Personen ihres Vertrauens empfinden die Frauen sehr unterschiedlich. Häufig erleben sie verständnisvolle Reaktionen. Auch beim Coming-out im Freundeskreis bekommen die Frauen zumeist positives Feedback. Vereinzelt werden ambivalente und skeptische Reaktionen erfahren. Im Berufsleben sind die meisten Frauen nur teilweise geoutet, einerseits aus Angst vor Benachteiligung, Gerede und Verständnislosigkeit und andererseits weil sie Beruf und Privatleben trennen wollen. Beim Coming-out in der Familie werden sehr unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Während 60% der Familienmitglieder sehr positiv reagieren, schaffen es 40% nicht, die lesbische Orientierung der Frauen zu akzeptieren: Vorwürfe, Ablehnung und Totschweigen sind die Folgen und führen zu Verletzungen, angespannten Familienverhältnissen bis hin zu Kontaktabbrüchen.

Indirekt haben alle Frauen negative Reaktionen aufgrund von Vorurteilen, sexistischen oder homophoben Sprüchen in der Gesellschaft erlebt. An direkte negative Erfahrungen können sich immerhin sieben von elf Frauen erinnern. Hilfen und Unterstützung haben fast alle Frauen in Form von Gesprächen erhalten. Die befragten Frauen sehen sowohl Vorteile als auch

Nachteile in einem äußeren Coming-out. Während Authentizität als größter Vorteil beschrieben wird, zählen mögliche Stigmatisierung, Diskriminierung, Kategorisierung und die ständige Rethematisierung des Lesbisch-Seins zu den Nachteilen. Zum Zeitpunkt der Interviews leben die meisten Frauen in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung, die von der gemeinsamen Lebenswelt akzeptiert wird. Alle Frauen sind sehr interessiert an feministischen, frauenspezifischen und/oder lesbischen Veranstaltungen und viele bewegen sich im Kreise ihrer lesbisch orientierten Freundinnen. Einige Frauen sind selbst aktiv in lesbisch-queeren Bewegungen tätig. Obwohl alle Frauen in gleichgeschlechtlichen Beziehungen gelebt haben bzw. noch immer leben und ihre lesbische Orientierung akzeptieren, bezeichnen sich nur fünf Frauen als lesbisch. Die meisten anderen Frauen definieren sich als bisexual oder wollen sich keiner Kategorie eindeutig zuordnen. Die Frauen lehnen fixe Bezeichnungen ab, weil diese die Komplexität ihrer Gefühle nur unzureichend beschreiben, weil sie offen für zukünftige Begegnungen sein wollen, eine Diskrepanz zwischen körperlicher und emotionaler Anziehung empfinden oder weil sie gegenüber starren sexuellen Kategorisierungen skeptisch sind. Viele Frauen erleben im Laufe ihres Lebens auch Veränderungen ihrer sexuellen Orientierung. Fast alle Frauen haben heterosexuelle Erfahrungen gemacht, fünf lebten sogar in langjährigen Beziehungen mit Männern. Von einigen Frauen werden auch zukünftige Änderungen der sexuellen Orientierung nicht ausgeschlossen.

Die Erfahrungen der Frauen zeigen, dass eine einfache Unterscheidung und Einteilung in Homosexualität und Heterosexualität nicht genügt. Es braucht vielmehr eine differenzierte Sichtweise von Geschlechtern, sexueller Orientierung und sexuellen Identitäten, ein Sprechen von und über Differenzen, um den vielschichtigen Lebenswirklichkeiten der Frauen gerecht zu werden!

Lesbisch oder nicht lesbisch: Die Ergebnisse der Studien (2011a, b) zeigen, dass die Frauen mit oder ohne sexuelle Identifizierung starke und mutige Akteurinnen sind, die sich dem heteronormativen Druck nicht beugen und einen Beitrag zur Überwindung der Heteronormativität leisten, indem sie selbstbewusst und selbstbestimmt ihren Weg gehen!

Petra Tinkhauser

Die Autorin:

Petra Tinkhauser absolvierte das Masterstudium Gender Studies an der Universität Wien, neben ihrer Tätigkeit als Pädagogin. Derzeit ist sie Doktorandin an der Universität Klagenfurt und studiert zusätzlich Psychologie.

Literatur:

Hark, Sabine (2008): Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.innen): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, S. 108-115. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tinkhauser, Petra (2011a): Ich liebe eine Frau! Coming-out Erfahrungen. Hrgs. vom Queer Referat der Österreichischen Hochschülerlnenschaft an der Universität Klagenfurt/Celovec.

Tinkhauser, Petra (2011b): Entwicklung lesbischer Identitäten im Coming-out-Prozess. Unveröffentlichte Bachelorarbeit, Universität Klagenfurt/Celovec.

* * *

Achtung Baustelle!

Schon Kinder wissen, Bob der Baumeister schafft alles. Erwachsene hören auf bauMax, SelfMan zeigt wie es geht und wer es genau wissen will, studiert Bauingenieurwesen. So ist das Bauwesen nun mal. Eine Männerdomäne. Jedoch unbegründet und unverständlich!

Als eine der (leider) wenigen Frauen, die es wagte darin einzudringen, möchte ich darüber berichten, wie ich diese „Er_Baulichkeit“ erlebe.

Zu ungewohnt scheint es für manche noch, im Bauwesen mit Frauen als Technikerinnen zu tun zu haben. Es passiert mir immer wieder, am Telefon erklären zu müssen, nicht die Sekretärin zu sein und auf der Baustelle erklären zu müssen, dass die Bauaufsicht tatsächlich in meiner Hand liegt.

Im Bauwesen gibt es eine ungeschriebene Wertigkeit im Tätigkeitsbereich: Wer draußen auf den Baustellen zu tun hat, wird wichtiger eingeschätzt als jene, die im Büro an den Projekten mitarbeiten. Dieser Differenzierung folgt auch die Bezahlung. Meine persönliche Erfahrung ist die, dass ich mir einerseits meine Baustellentätigkeit mühsam erkämpfen musste und andererseits, in den nun fast schon 20 Jahren als Bautechnikerin, noch keiner Kollegin auf der Baustelle begegnet bin. Es hat sich mir gezeigt, dass selbst Absolventen ohne Berufspraxis, Basis ihres männlichen Geschlechts, sofort die Betreuung von Baustellen anvertraut und ihnen automatisch technisches Wissen und Technikverständnis zugeschrieben wird. Frauen hingegen müssen erst und immer wieder beides beweisen.

Bezeichnend ist auch das offensichtlich vorherrschende Ungleichgewicht hinsichtlich Entscheidungskompetenz: Entwürfe meiner Architektinnenkolleginnen werden genauer und mehr hinterfragt, mir wird bei zu treffenden Entscheidungen mehr Rücksprache abverlangt, als den männlichen Kollegen.

Wenn ich mit meinem Chef gemeinsam Baustellen betreue, ist für mich auffallend, dass unter den Männern ein rauerer Umgangston herrscht sowie Bemängelungen an der Ausführung, Rechnungskorrekturen und Vorgaben eher ohne Widerrede akzeptiert werden. Gerechtfertigte Beanstandungen meinerseits werden von den Männern oft als persönliche Kritik aufgefasst und stärker diskutiert. Wie vor kurzem erlebt, musste ich mich sogar dem Polier gegenüber rechtfertigen, wie es mir einfallen konnte, in der Rechnung die Dicke der Sauberkeitsschicht und die sehr große Überlappung des Drainagevlieses anzuzweifeln. Dies ist erstens üblicherweise eine Sache der Klärung nur zwischen Bauleitung (und nicht dem Polier) und mir und zweitens ist es schlicht mein Job, Mehrmengen nicht zu akzeptieren, wenn sie aus rein für die Baufirma praktischen Gründen, ohne jeglichen Nutzen für die AuftraggeberInnen und nur Zusatzkosten verursachend verbaut wurden.

Sicherheit, insbesondere meine persönliche, ist mir ein wichtiges Anliegen. Marktbedingt ist es mir jedoch allein dadurch nicht möglich, mir diese zu gewähren, da Sicherheitsschuhe erst ab Schuhgröße 40, also nur in der kleinsten Männerschuhgröße, erhältlich sind.

Bei meinen Projekten halte ich regelmäßig Baubesprechungen auf der Baustelle ab. Interessant dabei ist, dass, in der Konstellation Frau und Mann als AuftraggeberInnen, es die Männer sind, die an diesen technischen Besprechungen teilnehmen. Erst bei Innengestaltung, Farbenauswahl oder beim Jause-bringen sind die Frauen aktiv beteiligt. Diese Zuständigkeitsungleichverteilung ist unabhängig davon, ob die Männer den Frauen in Bildung und beruflicher Position ebenbürtig sind.

Aktuell und für mich zum ersten Mal gibt es eine Baufrau, die an allen Baubesprechungen teilnimmt, auch dann, wenn ihr Ehemann verhindert ist, die sich nicht scheut, technische Entscheidungen zu treffen und die in selber, technischer Weise über ihr Projekt informiert ist.

In diesem Zusammenhang ist es mir ein Anliegen aufzuzeigen, dass es – für mein Empfinden – kein gleichwertiges weibliches Synonym für den Begriff „Bauherr“ gibt. Durch den Wortteil „Herr“ wird respektvoller Nimbus impliziert. Weder der Entsprechungsversuch mit „Baufrau“ noch mit „Bauherrin“ vermag für mich dahingehend Äquivalenz erzeugen.

Während der Entwurfsphase eines Gebäudes bedarf es zahlreicher Besprechungen zwischen ArchitektIn und AuftraggeberInnen. An diesen Besprechungen nehmen die Frauen sehr wohl teil, nebst Männern und teilweise auch mit Kleinkind. Wenn erforderlich, so sind es immer die Frauen, die sich wegen und mit dem Kind aus der Besprechung entfernen. Währenddessen wird die Besprechung – ohne Frau – fortgesetzt. Es scheint der Mann vermeintlich wichtiger und unabkömmlicher im Gespräch, im Entwicklungsprozess und in der Entscheidungsfindung.

Büroablaufbedingt ist es unumgänglich zwischendurch auch Begleittätigkeiten zu übernehmen. Frauen, gleich welcher Funktion, sind gegebenenfalls implizit zuständig für: Telefongespräche entgegennehmen, Pläne schneiden und falten, KlientInnen empfangen, Kaffee kochen und servieren und dergleichen. Männer, gleich welcher Funktion, fühlen sich dazu nie veranlasst.

Frauen, gleich welcher Funktion, obliegt es, nach einer Besprechung für Ordnung im Besprechungszimmer zu sorgen und Kaffeegeschirr abzuräumen. Männer, gleich welcher Funktion, fühlen sich dazu niemals bemüßigt.

Software für das Bauwesen und sogar Behördenformulare enthalten sich überwiegend immer noch gendergerechter Sprache, alle Begrifflichkeiten sind rein in der männlichen Form hinterlegt. Selbst wenn auf Plänen und Formularen die Bauwerberin namentlich vor dem Bauwerber gereiht ist, von der Baubehörde wird diese Reihung umgedreht.

So findet sich auch im Grundbuch der Grundeigentümer immer vor der Grundeigentümerin angeführt.

In langjähriger Tradition werden wir Büromenschen zu Weihnachten von den ausführenden Firmen beschenkt, „geschlechterzuschreibungskonform“ mit Süßigkeiten für uns Frauen und Alkohol für die Männer.

Diese kleinen Beispiele sollen zeigen, wie sehr das Bauwesen fast ausschließlich allein von Männern dominiert, ja, bestimmt wird.

Bauen ist aber nicht nur ein Projekt von Männern für Männer. Bauen ist Lebens- und Arbeitsräume erschaffen, für Frauen und Männer, gleichermaßen. Es ist mehr als Zeit, endlich diese althergebrachte Einseitigkeit aufzubrechen! Gleichbestimmtes Bauen für gleichberechtigtes Leben und Wohnen!

Angelika Stux

Die Autorin:

Ing.ⁱⁿ Dipl.-Inf.ⁱⁿ (FH) Angelika Stux ist Bautechnikerin und absolvierte ihr Studium der Informatik, Informations- und Kommunikationsmanagement an der FH Darmstadt.

* * *

„Mangelware“ Mann in den Kindertagesstätten

Bunte Bilder basteln, Bauklötzte aufrichten und Brote schmieren gehören ebenso zum Berufsbild von ErzieherInnen wie Streite schlachten, Tränen trocknen und sich beim Rumtoben so richtig auszupowern. Die pädagogische Arbeit mit Mädchen und Buben ist vielfältig und facettenreich. Ganz anders sieht es jedoch beim Geschlechterverhältnis der Angestellten aus. In Österreich gibt es fast nur Erzieherinnen. Der Männeranteil liegt bei nur einem Prozent. Unterschiedliche Maßnahmen sollen dies nun ändern.

Erziehen ist keine alleinige Frauenarbeit. Dennoch aber sind Männer, die dieser Tätigkeit hauptberuflich nachgehen, wahre Exoten. Die Fachtagung „Männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten“ in Berlin sowie internationale Studien, wie z.B. der „Elementar“ der Uni Innsbruck, versuchen die Gründe dafür zu beleuchten. Einerseits sind traditionelle Geschlechterbilder und veraltete Berufsbilder Gründe dafür, dass junge Männer große Hemmnisse haben, ihr Interesse an der Arbeit mit Kindern zu zeigen. Manche haben Angst in der Gesellschaft nicht als „richtiger Mann“ zu gelten und zu wenig Anerkennung zu erhalten, weil sie mit den Kleinen Lieder singen, Kuchen backen oder auch einem Kind auf der Toilette helfen müssen.

Andererseits gilt der Beruf auch aus wirtschaftlicher Sicht als unattraktiv, was jedoch nicht der Wahrheit entspricht. Das Argument der schlechten Entlohnung und geringen Aufstiegschance ist dabei veraltet. Laut der Berliner Fachtagung ist gerade beim ErzieherInnen-Beruf die Möglichkeit die Karriereleiter zu erklimmen stark gegeben. Zudem wird besonders in strukturschwachen Regionen das Gehalt im Vergleich zu anderen Sparten als gut eingestuft. Im deutschen Öffentlichen Dienst liegt das Einstiegsgehalt für ErzieherInnen bei 2170 Euro brutto für eine 40-Stunden-Woche. Dies kann sich auf 2900 Euro steigern. Ein/e Kita-LeiterIn erhält – je nach MitarbeiterInnen- und Kinderzahl – bis zu 4000 Euro. Der größte Vorteil ist jedoch nicht das Geld, sondern eine relativ sichere Jobgarantie, denn die PädagogInnen werden stark gebraucht.

Veraltete Geschlechterbilder aufbrechen

Wieso aber sollen verstärkt Männer in den Kindertagesstätten arbeiten? In Umfragen aus Deutschland und Österreich zeigte sich, dass sowohl Eltern, Kinder, KollegInnen und auch die Träger der Kitas dies wünschen. Besonders Mütter und Väter mit formal höherem Bildungsabschluss befürworten dies. Sie sehen in den Männern die Chance, dass ihre Kinder von anderen

Ideen und Tätigkeiten profitieren. Zudem sollen die Mädchen und Buben weibliche und männliche Bezugspersonen erhalten und damit auch veraltete Geschlechterbilder vermieden werden. Gerade Väter erhoffen sich mit dem Erzieher von „Mann zu Mann“ über Probleme sprechen zu können. KollegInnen erwarten sich von der pädagogischen Arbeit zu profitieren. Kita-LeiterInnen sehen im Mann im Team einen Wettbewerbsvorteil und eine Verkörperung einer toleranten, bunten Gesellschaft.

Skepsis gegen männliche Erzieher

Allerdings gibt es auch kritische Stimmen, die in Männern eine potentielle Gefahr für Schutzbefohlene sehen. Die Skepsis, dass Erzieher die Kinder sexuell missbrauchen könnten besteht laut Studien sowohl vereinzelt bei Eltern, als auch bei den Kita-Trägern und -LeiterInnen. In der deutschen Studie „Männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten“ geben jedoch die überwiegende Mehrheit der Eltern an, dass sie keine Bedenken haben ihre Kinder einem ausgebildeten Erzieher anzuvertrauen. Auch die österreichischen Eltern haben keine Probleme damit, ihr Kind von einem Pädagogen wickeln zu lassen oder es auf die Toilette zu begleiten.

Der Anteil männlicher Erzieher liegt in Österreich bei einem, in Deutschland bei etwa drei Prozent. In Skandinavischen Ländern sind Männer zwar ebenfalls in der Unterzahl, aber auf dem Vormarsch. In Dänemark schwankt die Anzahl zwischen sechs und zwölf Prozent. In Norwegen erreicht der Anteil in einzelnen Kommunen und vor allem bei privaten Kita-Trägern bereits über 20 Prozent. Die Assoziation von Missbrauch und Pädagogen ist dort nur extrem selten gegeben.

Maßnahmen für mehr Männer in den Kitas

Vorreiter Norwegen buhlt regelrecht um männliche Verstärkung in Kitas. In Stellenanzeigen und Zeitungen wendet man sich konkret Männer und Arbeitskreise werden gegründet. Interessanterweise gibt es sogar eine Quotenregelung für Männer in diesem pädagogischen Beruf.

Auch die EU unterstützt Projekte, die für ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis bei ErzieherInnen sorgen sollen. In Deutschland beispielsweise startete im Januar ein dreijähriges Modellprojekt in dem bundesweit 1300 Kitas beteiligt sind. Die Kosten belaufen sich auf 13 Millionen Euro. Auch Umschulungen und Quereinstiege sollen mit Beratungen und Tipps in den Arbeitsagenturen gefördert werden. Zudem werden gerade junge, arbeitssuchende Männer auf die Möglichkeit des ErzieherInnen-Berufs aufmerksam gemacht.

Ob mit der Erzieherin Fußball oder mit dem Erzieher Puppen gespielt wird – egal. Wichtig ist, dass die Kinder und ErzieherInnen gemeinsam Spaß haben, einander vertrauen und voneinander lernen können.

Julia Hertlein

Die Autorin:

Julia Hertlein absolvierte das Bachelor-Studium „Medien und Kommunikation“ an den Universitäten Passau und Vigo (Spanien). Derzeit studiert sie Kommunikationswissenschaft im Masterstudium an der Universität Salzburg.

Quellen:

Locke, Stefan (2011): Allein unter Frauen. In: Die Zeit vom 27. 02. 2011, S. 47-48.
Krabel, Jens (2010): Männer in Kindertagesstätten. Einblicke in den nationalen und internationalen Forschungsstand. Online unter: http://www.koordination-maennerinkitas.de/uploads/media/101025_Vortrag-Krabel.pdf
<http://www.koordination-maennerinkitas.de>

* * *

Das Bild einer starken Frau – schreibende Frauen in der Zwischenkriegszeit

*„Die Frau hantierte mit Körben und Gebäck.
War sie verrückt? Wenn es verboten war, und
es war doch verboten, zu stehlen, so musste es auch
verboten sein, sich bestehlen zu lassen.
Sie hatte die Verpflichtung entrüstet zu sein, Lärm
zu schlagen, einen Schutzmann zu holen und ihn
verhaften zu lassen, und er war keineswegs gesonnen,
ihr diese Verpflichtung zu schenken.“
(Hartwig, M., Der Meineid, 1934)*

Wird „starke Frau“ gegoogelt, dann passiert das mit ca. acht Millionen Zugriffen und es erscheint an erster Stelle der Link auf ein XXL-Mode Versandhaus. Oder wir werden mit 10 Powerregeln für die starke Frau konfrontiert sowie mit dem Hinweis, dass „starke Männer starke Frauen“ brauchen, beides angeleitet von therapeutischen Webseiten. In Anbetracht der Tatsache, dass die Reihung bei Google nach der Anzahl der besuchten Seiten im Netz erfolgt, taucht bei weiterem Durchblättern der gefundenen Links, ein Hoffnungsschimmer am weiten Himmel des kritischen feministischen Denkens auf: www.starkefrauen.cc. Frau darf hier in Form von Seminaren, geführt von starken Frauen, erfahren, wie sie ihre weibliche Urkraft in spiritueller Weise von der weisen Frau der alten Zeiten ins Heute übertragen kann, mit Hilfe der Hervorhebung von Werten der Eigenliebe, des Zusammenhalts von Frauen und der Wertschätzung des eigenen Körpers und der eigenen Fähigkeiten. Richtig interessant wird es dann weiter unten, auf www.starkefrau.at, einer Seite mit Programmen die durch Selbstbehauptung und Selbstverteidigung, Gewalt und Missbrauch an Mädchen verhindern will.

Was bleibt unter dem geschilderten ersten Eindruck als Bild einer starken Frau? Unter den ernst zunehmenden Seiten ein klarer Hinweis auf die Stärkung der Frauen. Eine Frage bleibt dabei offen, gerade hinsichtlich der neuerdings in Diskussionen zu Geschlechterverhältnissen vermehrt wahrzunehmenden Stimmen, dass dies nun wirklich kein Thema mehr sei ... denn, wir befinden uns schließlich in einer Zeit, in der Frau längst ihre ökonomische Unabhängigkeit sicher erreicht hat und damit deutlich ihre unterprivilegierte Position überwunden hat ... Warum muss Frau gestärkt werden und noch wie viel mehr, wofür?

Starke Frauen – die Verwendung dieser beide Wörter in einem, das wirft unweigerlich die Diskussion zu Feminismus an, da ist das scheinbar unverrückbare Bild der unabhängigen und männerverachtenden Emanze mit Sicherheit auch heute noch ganz weit vorne in den Bildern der Menschen. „Stark sein“, aus forschungskritischer Perspektive näher betrachtet, bedeutet gleichzeitig klarzustellen: Wer fragt? Es fragen starke Frauen. Somit sei der „Neutralität des Denkens“ eine Illusion (Aguado & Schmitz, 2010) unterstellt und es lässt sich daraus ableitend behaupten: starke Frauen rücken ins Zentrum der Sichtbarkeit und vor allem, sie bewegen sich selbst dabei. Sie überwinden dabei traditionell begrenzte berufliche, gesellschaftliche und soziale Kategorien und trotzen den weiterhin unverrückbaren Dynamiken patriarchaler Machtausübungen mit genau solcher unverrückbarer Hartnäckigkeit um geschlechtsspezifische Unverhältnisse aufzuzeigen.

Von den vielen möglichen starken Frauen der letzten Jahrhun-

derte, sei eine Gruppe an dieser Stelle im Besonderen gewählt. Im Blickfeld stehen dabei Frauen aus Österreich und Deutschland, die in der Zwischenkriegszeit durch ihr literarisches Schaffen einen beeindruckenden Aufbruch wagten. Die Biografien einiger dieser Frauen, wie Else Feldmann (1881-1942), Veza Canetti (1897-1963), Mela Hartwig (1893-1967), Irmgard Keun (1910-1982), Marie Luise Fleißer (1901-1974) nachzuzeichnen, bedeutet ihre starken emanzipativen Konzepte einem konservativen, normativen Gesellschaftsmodell entgegenzustellen, aufzuzeigen und ihnen einen Rahmen der Sichtbarkeit zu geben. Es sind nicht nur die Emanzipationserfolge der schreibenden Frauen, die für sich alleine stehen würden als starke Inhalte, es hat sich im Laufe der Zeit eine literarisch ernst zu nehmende Frauenliteratur entwickelt. Die Autorinnen schildern in ihren Werken das optimistische aufbruchstimmige veränderte Leben der „neuen Frau“. Sie beschreiben in sozialkritischer Weise die bestehenden Lebensumstände. Unabhängig von der literarischen Qualität ihrer Werke, bezeugten die schreibenden Frauen der Zwischenkriegszeit ihre Selbstständigkeit in privaten Bereichen. Hinsichtlich ihrer beruflichen Entwicklung waren sie oftmals auf die Unterstützung ihrer männlichen Kollegen angewiesen. Das literarische Schaffen war ein männlich dominiertes, und ohne dieses Netzwerk war es fast unmöglich zu publizieren. Für viele der genannten Autorinnen bedeutete der Anschluss an Hitlerdeutschland den Tod. Für die Wenigen, die es dennoch überlebten, war ihre Karriere als schreibende Frau zu Ende und sie konnten nie wieder an ihr literarisches Schaffen anschließen, da sie nicht mehr gehört und gelesen wurden. Sie wurden in diesem Sinne, ausgelöscht in Leben und Werk.

Christa Gürtler und Sigrid Schmid-Bortenschlager entwarfen in ihrem Werk „Erfolg und Verfolgung“ 15 Porträts von teilweise vergessenen österreichischen Schriftstellerinnen von 1918 bis 1945. Die Darstellung der Leben und Werke dieser 15 ausgewählten Schriftstellerinnen gelang allerdings nur fragmentiert, da sie großteils ausschließlich mit Hilfe von privaten Quellen, wie Tagebüchern etc. erfolgte. Es handelt sich dabei nicht nur um ein zeitdokumentarisch bzw. literarisch bedeutsames Werk, sondern um ein Wieder-Sichtbarmachen von vorhandenen feministischen Schaffensprozessen, die bereits vergessen waren, weil sie ausgelöscht wurden.

Was eine Frau heute als eine starke Frau auszeichnet, ist, was sie seit jeher als solche auszeichnete. Gegenwärtige Lebensbedingungen sind – immer noch – durch das Vorherrschen asymmetrischer Geschlechterverhältnisse zu Ungunsten der Frau geprägt. Die Wiener Philosophin Herta Nagl-Docekal schreibt in ihrem Werk „Feministische Philosophie“ (1999, Fischer Verlag), dass die Auffassung, Frauen befänden sich gegenwärtig in einer sogenannten „post-feministischen“ Ära, für sie keinesfalls nachvollziehbar sei. Zwölf Jahre später ist es unverändert bedeutsam, es nicht zuzulassen, dass Errungenschaften emanzipativer Kämpferinnen, egal welcher Zeit, übersehen und vergessen werden.

Isabella Fritz

Die Autorin:

Isabella Fritz studierte Erziehungswissenschaften mit Freiem Wahlfach Gender Studies an der Universität Salzburg und arbeitet als Pädagogin.

Quelle:

Gürtler, Christa/Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Erfolg und Verfolgung. Österreichische Schriftstellerinnen 1918-1945. Residenz Verlag, 2003

Präfeminismus und Marlen Haushofer

Die nicht mehr zeitgemäße Definition des Geschlechterbegriffes im Sinne des Ein-Geschlechter-Modells bestimmt, dass Sex bzw. die Anatomie eine bezeichnende Größe für die hierarchische Anordnung des Weiblichen unter dem des Männlichen ist. Stabilisiert wird dieses Modell unter anderem durch strenge Kleiderverordnungen und Verhaltensvorschriften. Das Zwei-Geschlechter-Modell, welches sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts durchsetzt, schafft vermehrt Differenzen und festigt tradierte Geschlechternormen. Die deutlich aufgezeigten biologischen Unterschiede führen jedoch nicht zu einer gesellschaftlichen Aufwertung der Frau.

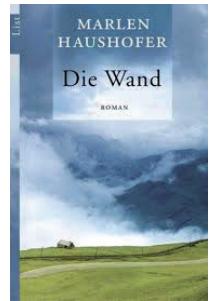
Durch die Industrialisierung und den Aufstieg des Bürgertums zu Zeiten des Biedermeier, zogen sich die Menschen vermehrt in ihre Familien zurück und übernahmen dort geschlechtsspezifische Aufgaben. Karin Hausen polarisiert die Geschlechterrollen in der Form, dass das Männliche als rational, selbstständig und als das Äußere betitelt wird und das Weibliche die (vom Mann) abhängige und emotional charakterisierte Innenrolle zugeordnet bekommt. Die Orientierung bezüglich dieser Einteilung erfolgt anhand der Natur. Der Mann, welcher die nach außen präsentierte Rolle darstellt, gilt im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch noch bis 1970 als Haupt der Familie.

Der Rechtsstatus der Frau wird demzufolge zeitgleich untergraben und ihr Wirken auf häusliche Tätigkeiten und die Reproduktionsarbeit, die Innenrolle, beschränkt. Hinzuzufügen ist, dass die Hausarbeit und die Kindererziehung unentgeltlich geleistet werden und keinen offiziell anerkannten Markt- sowie gesellschaftlichen Wert erfahren. Die nachwachsende weibliche Generation reproduziert fast zwangsweise die eingeschränkten Muster weiblicher Lebensformen¹. Die soziale Unterdrückung der Frau ist zudem die Folge ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit². Während der Mann die Öffentlichkeit repräsentiert, sich bilden und der Arbeit nachgehen kann, bedeutet Familie für die Frau Fremdbestimmung und Bindung an das Haus.

Von eben dieser Bindung an das Häusliche, welche der Schriftstellerin Marlen Haushofer Zeit ihres Lebens eine Last war, konnte sie sich nie wirklich befreien. Sie fühlt sich in ihrer Rolle gefangen, obwohl sie dieser den Rücken hätte zukehren können. Das gesellschaftliche Bewusstsein des bürgerlichen Familienmodells der späten 50er-Jahre, in welchem die Ehefrau zum Besitzstand des Mannes³ gezählt wird, unterstützt das Verhaftetsein, ist jedoch nicht der einzige Grund. Marlen Haushofer habe nie wirklich weggehen und sich zwischen Pflicht und Neigung entscheiden können⁴. Das Leben als Ehefrau und Mutter sowie die dazugehörigen Pflichten, erleichtern der Schriftstellerin das Schreiben in keiner Weise. Hinzu kommt, dass Marlen Haushofer unter keinem männlichen Pseudonym schreibt, was eine Erleichterung ihres schriftstellerischen Daseins hätte sein können. Schreibende Frauen, wie beispielsweise Marlen Haushofer, erfahren sehr lange keine Wahrnehmung und Würdigung. Ihre Texte werden, im Zeitraum ihrer Entstehung sowie zu ihren Lebzeiten⁵, nur sehr verhalten rezipiert und rezensiert. Erst 15 Jahre nach dem Tod der Autorin, Mitte der achtziger

Jahre des 20. Jahrhunderts, erreicht ihr Werk ein breiteres Publikum. Einschlägig für diese Renaissance ist das damalige Erscheinen der Zweitaufgabe von *Die Wand*. Die Würdigung der Haushoferschen Texte verläuft, literaturhistorisch betrachtet, oft nur nebenbei⁶.

Eine Handvoll Leben ist der erste Roman von Marlen Haushofer und erscheint 10 Jahre nach Kriegsende. In Bezug auf die Hauptthematik des Gesamtwerkes, deutet die Autorin im Text die nachfolgenden Romaninhalte mehr oder weniger in einzelnen Teilbereichen an. Die autobiografisch verfasste Literatur Marlen Haushofers kann als aufeinander aufbauend und miteinander verbunden und stets das Frauenbild in Frage stellend betrachtet werden. In Folge dessen mag der Kindheitsroman *Himmel, der nirgendwo endet*, welcher 1966 erschien, chronologisch vor *Eine Handvoll Leben* platziert werden. Während die Protagonistin Elisabeth in *Eine Handvoll Leben* am liebsten eine Gartenbauschule besucht hätte, da sie das Arbeiten in der freien Natur anderem vorzieht, müssen die Hauptfiguren in *Die Wand* und *Die Mansarde* notgedrungen in der Natur überleben. Die Erste, weil sie keine andere Wahl hat und durch eine Glaswand vom Rest der Welt abgeschottet ist; die Zweite, da sie, zwecks Genesung einer psychosomatisch bedingten Taubheit, für zwei Jahre von ihrer Familie in die Waldeinöde verbannt wird. *Die Tapetentür* thematisiert die Zeit vor und nach der Eheschließung inklusive der Schwangerschaft. In *Die Mansarde* und *Wir töten Stella* wird die bürgerliche und schon länger andauernde Ehe dargestellt, welche in *Eine Handvoll Leben* nicht mehr großartig zur Sprache kommt. Die Protagonistin aus *Eine Handvoll Leben* hat ihre bürgerliche Familie, durch Vortäuschen ihres Todes, sehr früh verlassen. Ein stark beleuchtetes Thema in *Eine Handvoll Leben* stellt die Schulzeit in einem Klosterinternat und die Auseinandersetzung mit dem katholischen Glauben dar. Dieser wird gegen Ende des Kindheitsromans *Himmel, der nirgendwo endet* zusätzlich kritisiert. *Eine Handvoll Leben* ist der einzige Roman Marlen Haushofers, in welchem der bewusst geplante und autonom durchgeführte Ausbruch aus dem bürgerlichen Leben durchgeführt wird und zum Abschluss kommt.



Mit dem Aufkommen und zeitgleichen Verbreiten sogenannter Frauenliteratur⁷ in den siebziger Jahren, erfährt das Werk Marlen Haushofers mehr Beachtung. Unter diesem Gesichtspunkt kann die enge Bindung der haushoferschen Texte an feministische Theorien begründet werden, denn feministische Theorien beschäftigen sich mit der Interpretation eben dieser Frauenliteratur, mit welcher zusätzlich auch die spezifischen Bedingungen weiblichen Schreibens verbunden wird. Der „Kampf um die Hosen“⁸, welcher seit dem Mittelalter existent ist, zieht sich somit auch durch das Schriftstellerinnendasein. Die Werke von Romanschriftstellerinnen wie u.a. Marlen Haushofer werden von Weigel auch als „verborgene Frauen-Literatur“⁹ betitelt, da die Autorinnen bis zum Aufkommen der Frauenliteratur in den siebziger Jahren regelrecht isoliert waren:

„Für die betroffenen Autorinnen bedeutet diese Situation eine wohl kaum noch vorstellbare Isolation, die nicht wenig zu ihrem biographischen, je unterschiedlichen < Scheitern > beigetragen haben mag.“ (Weigel 1989, S.41)

Der Mangel an weiblicher Geschichte und weiblichem Schreiben in der Literatur, welcher in einer patriarchal geprägten Gesellschaft existiert, wird als einer der Gründe angeführt, warum weibliches Schreiben vorwiegend autobiografisch in

Erscheinung tritt. Das zentrale Thema der Autorinnen, zu welchen auch Marlen Haushofer zählt, ist die eigene Entwicklung und die Beleuchtung sowie das Hinterfragen eben dieser, was zweifelsohne auch eng mit der Verteilung der Geschlechterrollen verbunden ist. Eine Aussage Marlen Haushofers, getätig in einem Interview mit Elisabeth Pablé, bestätigt diese Behauptung:

„Ich schreibe nie über etwas anderes als über eigene Erfahrungen. Alle meine Personen sind Teile von mir, sozusagen abgespaltene Persönlichkeiten, die ich gut kenne. Kommt einmal eine mir wesensfremde Figur vor, versuche ich nie in sie einzudringen, sondern begnüge mich mit einer Beschreibung ihrer Erscheinung und ihrer Wirkung auf die Umwelt. – Ich bin der Ansicht, daß im weiteren Sinne alles, was ein Schriftsteller schreibt, autobiographisch ist.“
(Pablé 1986, S.130)

Haushofer setzte sich immerfort in ihren Werken mit der Rolle der Frau in der Männergesellschaft auseinander.

Die großartige Literatin verstarb, viel zu früh, im Alter von nur 49 Jahren, an den Folgen einer Knochenkrebskrankung.

Heike Bestel

Die Autorin:

Dipl.-Verwaltungsw. (FH) Heike Bestel hat in Bremen das Studium der Verwaltungswissenschaften (FB Polizei) mit Diplom abgeschlossen. Sie studierte Kommunikationswissenschaften an der Universität Salzburg und absolviert derzeit ihr Masterstudium Gender Studies an der Universität Wien.

¹ Neubauer, E. C. in Mazohl-Wallnig, S.117

² Beauvoir, S. 64

³ Strigl, S.190

⁴ Ebd., S.191

⁵ 1920-1970

⁶ In der Geschichte der Literatur in Österreich wird Marlen Haushofer zwar mehrfach genannt, jedoch nur in Aufzählungen, die sie als Schützling Hans Weigels oder als Autorin des Zsolnay Verlages hervorheben. Ihre Werke werden nicht erwähnt. Zeman 1999

⁷ Als Frauenliteratur bezeichnen wir alle von Frauen geschriebenen Texte, auch wenn sie von ihnen

⁸ Verfasserinnen nicht als solche intendiert waren. Stephan/Weigel 1983, S. 9

⁹ Die angezogene Hose als Zeichen für den männlichen Machtverlust. Weigel 1989, S. 32-41

Quellen:

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht, Paris, 1968

Mazohl-Wallnig, Brigitte u.a. (Hrsg.): Frauenbilder-Frauenrollen-Frauenforschung, Wien-Salzburg, 1987

Pablé, Elisabeth, 1986: „Marlen Haushofer oder die sanfte Gewalt“, in Duden, Anne (Hrsg.): „Oder war da manchmal noch etwas anderes?“: Texte zu Marlen Haushofer, Frankfurt/M., 1986, S.127-132.

Strigl, Daniela: Marlen Haushofer. Die Biographie. 2. Aufl., München, 2000

Weigel, Sigrid: Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen, Reinbek bei Hamburg, 1989

Bildquellen:

pagophila.wordpress.com

thomasmalkowski.de

* * *

Impressum:

gendup – Zentrum für Gender Studies und Frauenförderung,

Büro des Rektorats Universität Salzburg

Kaigasse 17, 5020 Salzburg, Tel.: 0662 8044 2522

<http://www.uni-salzburg.at/gendup>

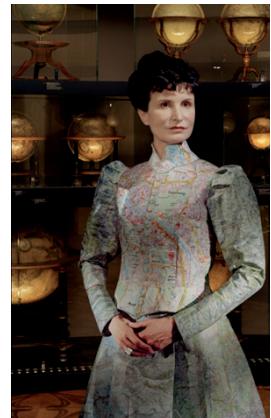
Gestaltung: Hermann Kunstmann, printcenter, Universität Salzburg

Redaktion: Cornelia Brunnauer

Endkorrektur/Layout: Irene Rehrl

Die Reiseschriftstellerin Maria Andeßner (*1833 †1906)

„Sie unternahm weite Reisen und besuchte alle fünf Erdteile und zwar meistens alleine und ohne männliche Begleitung“ so steht es in ihrem Nachruf.



Maria Andeßner (im Taufschein Maria Karolina) wurde zu Silvester 1833 in Eberschwang (OÖ) als Tochter von Maria Andeßner (geb. Zweimühlen) und dem Lederfabrikanten Karl Andeßner geboren. Ihr Elternhaus war das Schloss Eberschwang (ehemaliges Thattenbach-Schlössl, seit 1858 Pfarrhof), das ihre Großeltern (die ebenfalls Karl und Maria hießen) 1786 nach Aufhebung des Benefiziums gekauft hatten.

Im Jahre 1842 übersiedelte die neunjährige Maria Andeßner mit ihren Eltern nach Salzburg in die Schwarzstraße 15. Der Vater Karl Andeßner war Bauunternehmer (Compagnon des Eisenbahnbauers Carl von Schwarz) und Besitzer einiger Zinshäuser. Als 1893, einige Jahre nach der Mutter, auch der Vater starb, war Maria Andeßner nach wie vor unverheiratet, frei und aufgrund der Zinshauseinnahmen vermögend genug, um ein neues Leben zu beginnen. Von ihrem Wohnsitz in Salzburg aus, startete sie ihre Weltreisen durch alle fünf Kontinente, die ihr sechzigstes Jahrzehnt ausfüllten. Ihre Briefe bildeten die Grundlage von Reiseberichten in der „Salzburger Zeitung“. Aus diesen Reiseberichten geht auch hervor, dass Maria Andeßner vor ihren großen Reisen „in ihrem Wissensdurst bereits Europa, sowie den nördlichen Teil von Afrika durchwandert hat“. Diese Reiseerfahrungen halfen Maria Andeßner sicherlich ihre späteren Reisen zu planen und erfolgreich zu absolvieren.

Seit 1873 war „Frl. Marie Andeßner“ außerdem Mitglied der Sektion Salzburg des Alpenvereins und zählte somit zu den ersten bergsteigenden Damen. Es war nicht zuletzt auch diese Befähigung, die es ihr ermöglichte, noch als über 60-Jährige Gletscher im Westen Nord-Amerikas zu besteigen.

Maria Andeßners Reisen

Reise I

Maria Andeßner brach am 1. November 1895 mit dem Schiff von Triest nach Bombay auf. Nach einem längeren Aufenthalt in Indien, fuhr sie nach Rangoon und besichtigte auf der Rückreise Teile von Sri Lanka. Ihre erste große Reise dauerte etwa fünf Monate.

Reise II

Ein gutes Jahr später trat sie eine weitere, etwa gleichlange Reise nach Nordamerika an. Von Bremen aus fuhr sie am 15. Mai 1897 mit dem Dampfer „Spree“ über Southampton nach New York.

Von dieser Reise berichtete Maria Andeßner u.a. über ihren Aufenthalt in Chicago, über den Besuch der eindrucksvollen Niagara-Fälle, über das Yosemite Valley, den Yellowstone-Nationalpark und San Francisco. Ihre Rückreise erfolgte über Kanada. Am 23. September stand in der „Salzburger Zeitung: „Fräulein Marie Andeßner ist gestern nachmittags im besten Wohlsein und durchaus nicht Amerikamüde, vielmehr hochbefriedigt von ihrer Reise wieder angekommen.“

Reise III

In ihrer größten und längsten Reise, die am 17. Mai 1899 startete, ging es wieder nach Amerika. Zuerst besuchte sie New York, dann durchquerte sie Nordamerika. Sie benützte großteils die Canadian Pacific Railway. Von Vancouver aus trat sie die zweiwöchige Überfahrt nach Japan an und stattete dem österreichischen Geschäftsträger in Tokio einen Besuch ab.

Reise IV

Weiter standen eine ausgedehnte Reise durch China sowie Singapur und Java auf ihrem Reiseprogramm. Erst am 9. März 1900, also nach neuneinhalb Monaten, traf sie wieder wohlbehalten in Salzburg ein.

Reise V

Südamerika war das Ziel ihrer letzten großen Reise im Jahr 1903. Mit dem Dampfer „Heidelberg“ brach sie am 13. Juni von Bremen nach Rio de Janeiro auf. Sie stand damals schon in ihrem 70. Lebensjahr.

Es war für eine Frau in der damaligen Zeit kaum vorstellbar alleine derartige Reisen zu unternehmen. Auch der Besuch von Maria Andeßner in einem New Yorker Vergnügungslokal – noch dazu ohne männliche Begleitung – hatte für Aufregung gesorgt. Maria Andeßner war mit ihren Reisen wegweisend für die Entwicklung im 20. Jahrhundert: Frauen begannen aus der ihnen zugewiesenen kleinen privaten Welt auszubrechen und neue Räume zu erobern. Maria Andeßner hat Grenzen überschritten und mit ihren Reisen einen wichtigen Beitrag zu dieser Entwicklung geleistet. Ihre Briefe und Reiseberichte wurden, teils mit Kommentaren versehen, in der Salzburger Zeitung veröffentlicht. Auf diese Weise konnten die zuhause gebliebenen Frauen an den Reisen und Erfahrungen dieser ungewöhnlichen Frau teilhaben.

Maria Andeßner hatte noch einen jüngeren Bruder, Ludwig, und die (38-jährig verstorbene) Schwester Karoline, deren Sohn (Marias Neffe) Carl Paal von Maria letztlich als Universalerbe eingesetzt wurde. Maria Andeßner starb am 1. März 1906 in Bozen-Gries und wurde im Familiengrab auf dem Salzburger Kommunalfriedhof in Gneis beigesetzt.

Ingrid Schmutzhart

Die Autorin:

Ingrid Schmutzhart studierte Rechtswissenschaften mit Studienforschung Gender Studies an der Universität Salzburg. Seit 2009 ist sie Leiterin des gendup – Zentrum für Gender Studies und Frauenförderung.

Quellen:

Mazohl-Wallnig, Brigitte (Hg.): Die andere Geschichte. 1995. Salzburg. S.91-93
Müller, Guido: Eine Salzburgerin auf Weltreisen. April 2006. Infobroschüre der Salzburger Sparkasse Nummer 128.

Rollenporträt Maria Andeßner

Seit dem Jahre 2004 vergibt die Paris-Lodron-Universität Salzburg jährlich im Rahmen Ihres Frauenförderprogrammes die Marie Andeßner-Preise und -Stipendien. Benannt wurde diese Frauenfördermaßnahme nach der Reiseschriftstellerin Maria Andeßner.

Portraitfotografien von dieser unkonventionellen Frau finden sich leider nicht in den Archiven. Die Nachfahrin und Künstlerin Irene Andessner produzierte deshalb für die Universität Salzburg ein fotografisches Rollenportrait „Maria Andeßner“, orientiert an historischen Fotografien aus den Fotoalben von im Raum von Maria Andessners Geburtsort Eberschwang (OÖ) lebenden Nachfahren sowie aufgrund von Kleidungsreferenzen aus dieser Zeit.



Das Rollenporträt Maria Andeßner wurde im Globenmuseum der Nationalbibliothek in Wien erstellt. Das Kostüm, entworfen von dem bekannten Kostümbildner Herbert Murauer, wurde aus Salzburger Stadtplänen und Karten handgefertigt. Die Aufnahme des Rollenporträts der Reiseschriftstellerin Maria Andeßner vor dem Hintergrund antiker Globen gibt dem Rollenporträt besondere Aussagekraft und lässt uns eine wunderbare Vorstellung über die Person Maria Andeßner gewinnen. Das Rollenportrait ist nun das visuelle Leitbild der „Marie Andeßner-Stipendien“. Als zeitgenössische Interpretation eines historischen Vorbildes in Analogie zur Förderung junger Wissenschaftlerinnen, schlägt es eine Brücke zur Gegenwart mit Perspektive für die Zukunft.

Die Koordination eines Projektes bedeutet nicht nur einen großen Arbeitsaufwand und Einsatz, sondern das Zustandekommen überhaupt ist in erster Linie abhängig von den finanziellen Möglichkeiten. An dieser Stelle möchte ich mich deshalb ganz besonders bei folgenden ProjektpartnerInnen und SponsorInnen bedanken, die die Erstellung des Rollenporträts I.M. Andeßner ermöglichten:

Schwerpunkt Wissenschaft und Kunst der Universität Salzburg, Frauenbüro der Stadt Salzburg, Stabsstelle für Chancengleichheit, Anti-Diskriminierung & Frauenförderung des Landes Salzburg, Reiseveranstalter TUI Österreich, Mercedes Benz Österreich, Jacinta Schmuck Grieskirchen, Klaus Ficker Bildhauer Salzburg, Progress Salzburg Außenwerbung, Altstadtverband Salzburg, Nationalbibliothek, Globenmuseum Wien.

Ingrid Schmutzhart

* * *

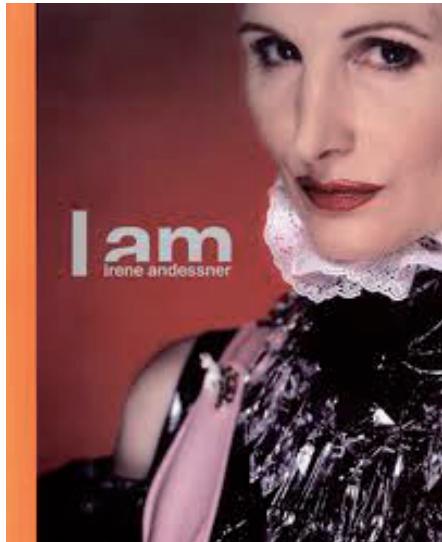
„Das Gesicht ist nur zufällig meins“ Irene Andessner – Eine Ausnahmekünstlerin

Eine Frau, viele Gesichter – so könnte man Irene Andessner beschreiben. Die in Salzburg geborene Künstlerin ist eine bekannte und sehr gut ausgebildete Frau in der darstellenden Kunst. Sie studierte bei namhaften Persönlichkeiten wie Arnulf Rainer, Max Weiler und Emilio Vedova in Wien und Venedig. Eine Vielzahl an Projekten und Ausstellungen sowie Videoprojektionen sprechen eine deutliche Sprache: Irene Andessner ist eine ernst zu nehmende Künstlerin.

Inspiriert und fasziniert von der Porträtmalerin Sofonisba Anguissola, die im 16. Jahrhundert die erfolgreichste Malerin ihrer Zeit war, probierte sich Andessner ebenso in dieser Disziplin der Kunst. Da sie das Malen von Selbstportraits jedoch als nicht mehr zeitgemäß empfand, begann sie, mithilfe von Fotografie und Videokunst sich selbst zu inszenieren. Dabei entwickelte sie Rollenspiele, die ihr aufgrund ihres nachgeahmten und verkleideten Körpers leicht fielen. Sie verlangt von sich selbst eine präzise Vorbereitungszeit, in der sie die darzustellende Person mit Hilfe von Biografien, Fotografien oder vorhandenen Portraits, kennenlernen will. Erst danach steht die Verkleidung, das Äußere im Vordergrund, das dann wiederum als Höhepunkt und Abschluss der begonnen Arbeit gesehen werden kann. Dabei interessiert sie vor allem die Frage, wie die Personen (hauptsächlich Frauen) in den verschiedensten Jahrhunderten und Lebenslagen mit ihrer Geschlechterrolle und mit ihrem Selbst umgegangen sind. Bisher entstanden etwa 50 Rollenportraits, die Irene Andessner zeitgemäß inszenierte.

Hedy Lamar, Frieda Kahlo, Berta von Suttner, Irma Troll-Borostyáni, Constanze und Nannerl Mozart und sogar Wolfgang Amadeus Mozart selbst, zählen zu den nachgestellten Persönlichkeiten. Bekannte, erfolgreiche Frauen aus vergangenen Zeiten fungieren sowohl als Vorbilder als auch als Vorreiterinnen für unser jetziges Frauenbild und -leben. Irene Andessner möchte uns, als eine Art Andenken, diese Frauen wieder ins Bewusstsein rufen und damit fassbarer und präsenter machen. In den verschiedensten Projekten wie „Wiener Frauen“, „Salzburger Frauen“ etc. ist es ihr gelungen, interessante Frauen, die sowohl im Verborgenen als auch in der Öffentlichkeit eine große Rolle gespielt haben, zu verkörpern und diese damit aus der Vergessenheit wieder hervor zu holen.

Dass Irene Andessner die Verwirklichung der porträtierten Persönlichkeit sehr ernst nimmt, zeigt sich am Beispiel ihrer Arbeit



um Marlene Dietrich. Um dem „Mythos Marlene“ auf die Spur zu kommen, befasste sie sich ein Jahr lang mit der Person Marlene Dietrichs. Schrittweise verwandelte sich Irene Andessner in die berühmteste deutsche Schauspielerin und Sängerin. Ihre vollkommene Identifizierung mit dieser Person demonstrierte Irene Andessner mit einer realen Hochzeit. Um mit dem Namen „I.M. Dietrich“ unterschreiben zu können, heiratete sie nach einem Casting einen Mann namens Dietrich. Die Presse hatte daran großes Interesse und die Rollenidentifikation wurde in großer Aufmachung dokumentiert. Spätestens nach der Scheidung von Herrn Dietrich war dieses Projekt beendet.

Beim Fotografieren des von ihr inszenierten Vorbildes achtet sie sehr strikt darauf, dass gewisse Grundbedingungen eingehalten werden: Das Format des Fotos muss immer dasselbe sein, um mit der Fotografie malerisch arbeiten zu können. Ebenso ist jedes Foto ein Unikat. Genau das macht ihre Arbeit auch so unverwechselbar.

Irene Andessner möchte ihre Arbeiten aber nicht als Autobiografie oder Selbstdarstellung verstanden sehen, denn die Hintergründe und Motivationen zu ihren Inszenierungen sind immer verschieden. Bei ihren Projekten ist sie Regisseurin und Darstellerin zugleich, egal ob es sich um bestimmte Vorbilder aus ihrem Leben oder einfach um Persönlichkeiten handelt, die aus den verschiedensten Gründen bekannt geworden sind.

Doch warum ist Irene Andessner für mich ein Vorbild? Weil sie eine starke Frau ist, die selbstbewusst und gerade ihren Weg geht. Sie will mit ihrer Kunst etwas erreichen und setzt sich mit vollem Körpereinsatz dafür ein, Projekte nach ihren Vorstellungen zu verwirklichen. Durch die große Empathie und das Einfühlungsvermögen in die von ihr dargestellten Personen schafft sie es, nicht nur Vorbilder zu inszenieren, sondern selbst eines zu sein.

Ursula Vieider

Die Autorin:

Ursula Vieider studierte Kommunikationswissenschaft an der Universität Salzburg und war mehrere Jahre studentische Mitarbeiterin im gendup.

Literaturhinweise:
<http://www.andessner.com/>
<http://www.castyourart.com/2009/12/24/irene-andessner-selbstbildnis-fotografie/>

Bilder:
<http://www.andessner.com/>

* * *



Marie-Andeßner-Stipendien und -Preise

Bereits zum siebten Mal zeichnete heuer Rektor Heinrich Schmidinger Nachwuchswissenschaftlerinnen der Universität Salzburg mit den Marie-Andeßner-Stipendien aus. Für ihre hervorragenden Diplomarbeiten bekamen die Psychologin Michaela Pfundmair und die Biologin Brigitte Stampf am 4. April 2011 den Marie-Andeßner-Preis für Abschlussarbeiten aus den Naturwissenschaften verliehen. Dissertationsstipendien erhielten die Theologin Judith Gruber, die Philosophin Doris Knauseder und die Biologin Christina Steindl. Das Habilitationsstipendium wurde an die Mineralogin Anna Bieniok vergeben. „Ziel der Auszeichnungen ist es, Frauen auf unterschiedlichen Qualifikationsebenen in ihrer wissenschaftlichen Karriere zu fördern“ so Rektor Heinrich Schmidinger. Mit den Stipendien und Preisen werden finanzielle Rahmenbedingungen geschaffen, die es den Wissenschaftlerinnen ermöglichen, sich ganz auf ihre Forschungsarbeit zu konzentrieren.

Auch im kommenden Jahr werden wieder Marie-Andeßner-Stipendien und -Preise (zwei Dissertationsstipendien und zwei Preise für Diplom- bzw. Masterarbeiten der Naturwissenschaftlichen Fakultät) vergeben.

Bewerbungen werden ab sofort entgegengenommen.
Nähere Informationen finden Sie auf unserer Website:
www.uni-salzburg.at/gendup.

Die Marie-Andeßner-Stipendien sind Teil eines vielfältigen Förderprogramms für Frauen an der Universität Salzburg. Die von „gendup – Zentrum für Gender Studies und Frauenförderung“ entwickelten Angebote, reichen von der Vergabe der Marie-Andeßner-Stipendien und -Preise, Workshops für Studentinnen und einem Lehrgang für Dissertantinnen, bis hin zu einem Campus und einem Mentoringprogramm für Habilitandinnen.



Von links: MMag. Judith Gruber, Dr. Anna Bieniok, Mag. Christina Steindl, Rektor Heinrich Schmidinger, Mag. Michaela Pfundmair, Mag. Doris Knauseder, Brigitte Stampf MSc.

Marie-Andeßner-Habiliationsstipendium

Anna Bieniok

Poröse Materialien spielen eine wichtige Rolle in vielen technischen Verfahren, sei es bei der Aufbereitung von Benzin, bei der Wasserenthärtung, der Filterung von Gasmolekülen oder sogar bei der Entfernung radioaktiver Isotope. Doktorin Anna Bieniok beschäftigt sich seit ihrer Promotion in Kristallographie mit mikroporösen Mineralen, den Zeolithen, und forscht jetzt

an Metallphosphaten, die ebenfalls einen gerüstartigen Aufbau mit Hohlräumen und Kanälen aufweisen. Durch den Einbau von bestimmten Metall-Ionen werden die Strukturen und dadurch auch ihre Eigenschaften modifiziert. Die Herstellung und Charakterisierung solcher neuartiger Metallphosphate, sowie auch die Berechnung ihrer Eigenschaften ist das Kernthema des Habilitationsprojektes.

Anna Bieniok war nach Forschungsaufenthalten an den Universitäten Frankfurt und Bern, mehrere Jahre im Fachbereich Materialforschung & Physik der Universität Salzburg tätig, wo sie auch an der Einführung des neuen Studienganges Ingenieurwissenschaften mitwirkte.

Marie-Andeßner-Dissertationsstipendien

Judith Gruber

Das Dissertationsprojekt zeigt auf, dass kulturelle Pluralität innerhalb des Christentums nicht erst im Zeitalter der Globalisierung den Kontext für Theologie bildet, sondern vielmehr von Anfang an ihr Strukturmerkmal ist. In einem kulturwissenschaftlich informierten Rückblick wird offen gelegt, dass die Identität des Christentums sich von Anfang an in produktiven Zugriffen und kritischen Abgrenzungen von anderen Identitäten entwickelt hat. Die Tradition des Christentums lässt sich von daher als ein vielschichtiger Transformationsprozess lesen, der eine Vielzahl an kontextuell bedingten Christentümern produziert. Diese erst langsam ins theologische Bewusstsein kommende Tatsache stellt eine Theologie nach dem cultural turn vor große Herausforderungen: Wie kann die Einheit und Universalität christlicher Identität gedacht werden, ohne ihre Pluralität und Kontextualität auszublenden? Das Projekt Theologie Interkulturell arbeitet im Rückgriff auf postkoloniale Theorien an einer Neuformatierung der Theologie, die die unhintergehbar Interkulturalität des Christentums nicht ausblendet, sondern produktiv in ihren Aufriss aufnimmt.

Magistra Judith Gruber studierte Religionspädagogik und Anglistik Lehramt an der Universität Salzburg und am Trinity College Dublin, Irland. Seit 2008 ist sie Forschungsstipendiatin am Zentrum Theologie interkulturell und Studium der Religionen (Fachbereich Systematische Theologie, Universität Salzburg) und arbeitet an ihrer Dissertation „Theologie Interkulturell. Eine fundamentaltheologische Grundlagenstudie nach dem cultural turn.“ Von 2007-2011 wurde sie als Stipendiatin der Exzellenz-Studienförderungsstiftung Pro Scientia gefördert, 2008 war sie deren Bundessprecherin. Sie ist Mit-Herausgeberin der Salzburger Theologischen Zeitschrift und zudem als Referentin tätig.

Doris Knauseder

Im Rahmen ihrer Doktorarbeit untersucht Frau Knauseder die römischen Fibeln aus Salzburg unter Einbeziehung der Fibeln der ausgehenden Eisenzeit. Fibeln stellen sowohl in den nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches als auch im benachbarten freien Germanien einen wesentlichen Bestandteil der Tracht dar. Da sich bestimmte Fibelformen aus der Eisenzeit heraus entwickelten, lassen sich besonders an diesen Fundstücken die allmähliche Romanisierung und die unterschiedlichen Trachtgruppen in den eroberten Gebieten ablesen. Die bewusste Bewahrung bestimmter Fibelformen kann dabei als Zeugnis kulturellen Selbstverständnisses verstanden werden. Ziel der Doktorarbeit ist die Aufnahme und wissenschaftliche Analyse des gesamten Fibelbestandes aus Salzburg. Anhand des Materials sollen – abgesehen von den Fibelformen – die neuen Elemente durch die Römer sowie die fortlaufenden Traditionen der einheimischen Bevölkerung untersucht werden. Daneben soll speziell der Frage nach der lokalen Fibelproduktion und den bei der

Herstellung angewandten Methoden nachgegangen werden. Magistra Doris Knauseder studierte an der Universität Salzburg Klassische Archäologie mit Studienschwerpunkt Kunstgeschichte. Die intensive Beschäftigung mit den Fibeln wurde Frau Knauseder bisher durch ein „Forschungsstipendium auf dem Gebiet der Archäologie“ des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung sowie durch ein „Forschungsstipendium“ der Universität Salzburg ermöglicht.

Christina Steindl

In ihrer Dissertation beschäftigt sich Frau Steindl mit dem Zustand der psychologischen Reaktanz, der durch die Einschränkung oder Bedrohung einer Freiheit ausgelöst wird und eine Person dazu motiviert, ihre verlorene oder bedrohte Freiheit zurückzugewinnen. Der bisherigen Forschung zufolge scheint es so zu sein, als ob Freiheitseinschränkungen und die daraus resultierende Reaktanz fast ausschließlich negative Konsequenzen, wie z.B. Aggressionen und Feindseligkeiten, mit sich bringen. Frau Steindl möchte sich in ihrer Dissertation jedoch den positiven Auswirkungen von Einschränkungen widmen. Erste Ergebnisse deuten bereits darauf hin, dass nach einer Freiheitsbedrohung nicht nur Ärger, Aggressionen und Feindseligkeiten, sondern auch eine Aktivierung und Mobilisierung von Energie folgen, um die verlorene oder bedrohte Freiheit wiederherzustellen. Ziel der Dissertation ist es, aufzuzeigen, in welchen Situationen Freiheitsbedrohungen zu einem positiven Erregungszustand führen, in welcher Form sich dieser äußert und wie und in welchen Bereichen man ihn in weiterer Folge auch positiv nutzen kann. Um diesen Fragestellungen nachzugehen, sollen neben Laborexperimenten und Fragebogenhebungen auch physiologische Messungen durchgeführt werden.

Magistra Christina Steindl studierte Psychologie an der Universität Salzburg. Ein Forschungspraktikum in der Abteilung Sozialpsychologie brachte ihr die wissenschaftliche Forschungstätigkeit näher und motivierte sie eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen.

Marie-Andeßner-Diplomarbeitspreise

Michaela Pfundmair

Mit den psychologischen Funktionen des Bindungshormons Oxytocin beschäftigte sich Michaela Pfundmair in ihrer Diplomarbeit mit dem Titel „Die Entschlüsselung von Liquid Trust: Oxytocin und seine psychologischen Effekte im Vertrauenskontext“. 60 Versuchspersonen setzte sie während des klassischen „Trust Games“ einem Vertrauensmissbrauch aus und erobt explorativ diverse psychologische Prozesse. Die Probanden erhielten im Vorfeld des Experiments intranasal entweder Oxytocin oder ein Placebo; den Versuchspersonen der Kontrollgruppe wurde keine Substanz verabreicht. Während Placebo- und Kontrollgruppe nach dem Vertrauensmissbrauch ihre Investitionen signifikant reduzierten, blieb die Oxytocingruppe vom Vertrauensbruch unberührt und investierte stattdessen konstant weiter. Dieses vertrauensselige Verhalten erklärte sich allein durch eine erhöhte Anzahl an positiven Gedanken bei dieser Gruppe. Frau Pfundmair schlussfolgerte daher, dass Oxytocin zu einem Streben nach sozialem Austausch führt, was wiederum vertrauensseliges Verhalten steigert.

Magistra Michaela Pfundmair spezialisierte sich während ihres Psychologiestudiums an der Universität Salzburg sowohl auf physiologische als auch auf Sozialpsychologie und kombinierte ihre Interessen interdisziplinär in ihrer Diplomarbeit. Dieser Bereich fasziniert sie auch weiterhin: Aktuell arbeitet sie in ihrem Dissertationsprojekt an der LMU München eben-

falls an einem Forschungsthema aus dem Bereich Social Neuroscience.

Brigitte Stampf

Die Biologin Brigitte Stampf widmete sich in ihrer Abschlussarbeit für das Masterstudium Ökologie und Umweltbiologie der Situation einer vom Aussterben bedrohten Tierart, der Flussmuschel *Unio crassus*, im Bundesland Salzburg. Diese, einst sehr häufige Großmuschel, war noch bis vor 50 Jahren zahlreich in unseren heimischen Gewässern anzutreffen und galt als bedeutender Indikator für die gute ökologische Funktionsfähigkeit der Fließgewässer. Anhand der durchgeföhrten Freilanduntersuchungen konnte im Laufe dieser Arbeit ein Erlöschen der *Unio crassus*-Populationen im Bundesland Salzburg nachgewiesen werden. Daraufhin erfolgte eine ausführliche Ursachenanalyse für das Verschwinden dieser Muschelart und basierend auf den erlangten Ergebnissen die Erstellung eines Konzeptes für mögliche Wiederansiedelungsprojekte. Diese für den Erhalt der Biodiversität im Bundesland Salzburg wichtige Masterarbeit wurde in Zusammenarbeit mit der Salzburger Landesregierung Referat Gewässerschutz und unter der Betreuung von Ao. Univ.-Prof. Dr. Robert Patzner durchgeführt.

Brigitte Stampf MSc studierte an der Universität Salzburg und an der Università degli Studi Roma Tre Ökologie und Umweltbiologie und hat dieses Studium mit Auszeichnung abgeschlossen.

Ingrid Schmutzhart

* * *

Neuer Mitarbeiter im gendup

Mein Name ist Jannis Menn und ich bin seit Anfang April studentischer Mitarbeiter im gendup. Ich bin in Deutschland und der Schweiz aufgewachsen und lebe seit vierehnalb Jahren in Salzburg.



Kürzlich habe ich meinen Bachelor im Fach Politikwissenschaft mit Studienschwerpunkt Kommunikationswissenschaft abgeschlossen. Während meiner Studienzeit habe ich mich vor allem außeruniversär mit Gender-Theorien und Feminismus beschäftigt.

Im Rahmen meiner Tätigkeit als Pressereferent der ÖH konnte ich mich gemeinsam mit dem Frauenreferat auch praktisch für eine Sensibilisierung im Bezug auf Gender-Fragen einsetzen.

Ich freue mich, das gendup-Team bei der Arbeit für die Gender Studies und Frauenförderung unterstützen zu dürfen und somit für ein wichtiges universitäres und gesellschaftliches Anliegen einen Beitrag zu leisten. Besonders ist es mir ein Anliegen, unter den männlichen Studierenden das Interesse für Gender Studies zu fördern.

Neue Bücher zu den Gender Studies

OUTSHOORN, Joyce/KANTOLA, Johanna (hrsg.), 2007:
Changing State Feminism

Mitte der 90er-Jahre reagierten die meisten westlichen Staaten mit „State Feminism“ auf die Herausforderung der Frauenbewegungen. „State Feminism“ steht für institutionalisierte Policy-Maßnahmen zur Herstellung von Gleichberechtigung. Diese Entwicklungen stehen seither unter dem Einfluss politischer Veränderungen, wie z.B. die zunehmende Wichtigkeit der EU und der UNO, Regionalisierung und Dezentralisierung, die Reform des Wohlfahrtsstaates und die Einführung des „Gender Mainstreamings“. Das Buch analysiert die in Reaktion auf diese Prozesse entstandenen institutionellen Veränderungen in zwölf westlichen Demokratien, u.a. Österreich.



CZECH, Philip/SALINGER, Ulrike (Hrsg.), 2011:
Diskriminierung – Grundrechtsverletzung oder Kavaliersdelikt? Das Gleichbehandlungsrecht in der Praxis

Das Gleichbehandlungsrecht ist ein aus grundrechtlicher Sicht doppelt spannendes Thema: Zum einen zählt der Schutz vor Diskriminierung zu den grundlegenden Menschenrechten, zum anderen können Gleichbehandlungsgebote die Privatautonomie beschränken und damit ihrerseits in Grundrechte eingreifen. Band 3 der Schriftenreihe „menschenrechte konkret“ geht auf eine im April 2010 vom Österreichischen Institut für Menschenrechte gemeinsam mit der Gleichbehandlungsanwaltschaft veranstaltete Tagung zurück. Die Beiträge behandeln das Gleichbehandlungsrecht nicht nur aus rechtspolitischer Perspektive, sondern geben darüber hinaus den RechtsanwenderInnen einen praktischen Behelf zur Hand.



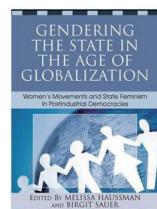
EBELING, Smilla/SCHMITZ, Sigrid (Hrsg.), 2006:
Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel

Dieses Buch schließt eine Lücke zwischen der Geschlechterforschung und den Naturwissenschaften. Es bietet eine systematische Einführung für Studierende der Naturwissenschaften, die sich in die Geschlechterforschung einarbeiten wollen, und für Studierende der Gesellschafts- und Kulturwissenschaften, welche die Geschlechterforschung der Naturwissenschaften kennen lernen wollen. Es richtet sich an eine interdisziplinäre LeserInnenenschaft und kann als Lehrmaterial für die GenderStudies genutzt werden.



HAUSSMAN, Melissa/SAUER, Birgit (Hrsg.), 2007:
Gendering the State in the Age of Globalization

Gendering the State is a ground-breaking collection of studies that examines the efforts of women in countries all over the world to frame public policy debates on nationally critical issues in gendered terms. The overall study is grouped into three distinct patterns of state change: state downsizing particularly in social policy areas (Canada, Finland, the Netherlands, the United States, and Spain); expansion



sion of state activities into previously less-regulated areas (Austria, France, Germany, and Sweden); and transformation often constitutionally based of representative structures (Australia, Belgium, Italy, Japan, and the United Kingdom).

EBELING, Smilla Kirsten/WEISS, Volker, 2004:
Von Geburt an homosexuell?

Biologische Theorien über Schwule und Lesben

Homosexualität ist wider die Natur – so lautet die wirkmächtige Verteilung homosexuellen Verhaltens in der christlich-abendländischen Kultur. Der Beweis des Gegenteils, also der Natürlichkeit des gleichgeschlechtlichen Begehrns, stand von Beginn an im Mittelpunkt homosexueller Emanzipationsbestrebungen. Auch heute noch haben biologische Theorien über den Ursprung der Homosexualität Konjunktur. In dem Buch wird in zwei Beiträgen verdeutlicht, dass derartige Theorien zweischneidig sind: Volker Weiß zeigt in einem historischen Rückblick, dass biologische Forschungen sowohl für die Legitimation der Homosexualität, als auch für ihre Diskriminierung benutzt worden sind. Smilla Ebeling beschreibt Beispiele für gleichgeschlechtliches Sexualverhalten im Tierreich, welche ihr für eine kritische Hinterfragung einer Argumentationsfigur dienen, in der die Sexualität des Menschen durch die Verhältnisse im Tier- und Pflanzenreich legitimiert wird.



GÖTSCHEL, Helene/NIEMEYER, Doris (Hrsg.), 2009:
Naturwissenschaften und Gender in der Hochschule. Aktuelle Forschung und erfolgreiche Umsetzung in der Lehre

Hochschule und Wissenschaft sind, wie alle gesellschaftlichen Institutionen und Bereiche, tiefgreifend durch das (soziale) Geschlecht oder Gender strukturiert. Frauenforschung und Geschlechter- oder Genderforschung, also Forschung mit Reflexion auf Gender, untersuchen die Konstruktionen dieser Strukturen, vor allem die soziokulturellen Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit sowie ihres Verhältnisses zueinander. Die Analysen verweisen meist auf strukturelle Ungleichheitslagen, auf historisch und kulturell determinierte Herrschaftsformen, auf hierarchische Geschlechterverhältnisse in Hochschulen und Gesellschaft wie auch auf androzentrische Wissenschaftskonzepte.



STEGER-MAUERHOFER, Hildegard, 2009:
Geschlechterbild in Scheidungsurteilen österreichischer RichterInnen. Genderspezifische Analyse von Scheidungsurteilen

Das Geschlechterbild in Scheidungsurteilen wird in diesem Buch analysiert. Die partnerschaftliche Gestaltung der Haus- und Versorgungsarbeit in einer ehelichen Lebensgemeinschaft ist Kern dieser gesetzlichen Bestimmungen. Eine Nichtbeteiligung an der Verpflichtung zur gemeinsamen Haushaltsführung kann als schwere Eheverfehlung gelten. Hildegard Steger-Mauerhofer zeigt auf, dass das traditionelle Geschlechterbild von Frauen und Männern in den Gerichtsurteilen nach wie vor vorhanden ist und die entsprechenden Reformen des EheRÄG 1999 sich bislang nur ungenügend in der gerichtlichen Spruchpraxis niedergeschlagen haben. Die Forschungsergebnisse legen nahe, dass es nicht genügt, rechtliche Normen zu ändern, um die jeweils gewünschte Wirkung hervorzurufen.



Denken mit Tieren

Vortrag

Tierisch-menschliche Geschlechterpolitiken
in Zoologie und Gesellschaft

Apl.-Prof. ⁱⁿ Dr. ⁱⁿ Kirsten Smilla Ebeling



In westlichen Kulturen werden Tiere in mannigfalter Weise verwendet, um über sich selbst, das Mensch-Sein und die Gesellschaft nachzudenken. Tiere sind Ausdrucksmitte für unglaublich vieles, auch für Geschlecht und Sexualität. Dieser Vortrag wirft einen feministisch-queeren Blick auf unser alltägliches Denken und Leben mit Tieren.

Donnerstag, 16. Juni 2011, 19.00 Uhr
Naturwissenschaftliche Fakultät, Hörsaal 414

18:00 - 20:00 UHR
HS 382 / RUDOLF SKAI 42

20. JUNI 2011

THE AFTERMATH OF FEMINISM

TOP GIRLS

ANGELA MCROBBIE

ANGELA MCROBBIE REFERIERT AUS IHREM NEUEN BUCH, IN DEM SIE EIN PSEUDO-EMANZIPERITES FRAUENBILD IN NEUEREN MEDIENANGEBOTEN (BRIDGET JONES, GERMANY'S NEXT TOPMODEL, ETC.) KRITISIERT. DIE VERANSTALTUNG WIRD GEMEINSAM GETRAGEN VOM FACHBEREICH KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT DER UNIVERSITÄT SALZBURG, DEM GENDUp, DER FORSCHUNGSPLATTFORM GENDER STUDIES UND MAKE IT - DEM BÜRO FÜR MÄDCHENFÖRDERUNG DES LANDES SALZBURG. ALLE INTERESSIERTEN SIND HERZLICH EINGELADEN, DER EINTRITT ZU DIESEM VORTRAG IST FREI!

